

# NEUE ZEIT

W O C H E N S C H R I F T

## I N H A L T

Vor dem Weltkongress der Friedensanhänger . . . . .	1
Das Aufblühen der Sowjetkultur . . . . .	2
N. JEWGENJEW — Ein Aggressionsvertrag unter dem Deckmantel eines regionalen Abkommens . . . . .	5
R. L. R. — Nicht Schutz der Religionsfreiheit, sondern Schutz der Spione . . . . .	9
I. PODKOPAJEW — Vietnam im Kampf für die Unabhängigkeit . . . . .	11
Internationale Umschau (Notizen) . . . . .	13
J. DOLMATOWSKI — Die Generation, die den Kommunismus erleben wird . . . . .	19
L. KISLOWA — Sowjetische Kulturschaffende in Ungarn	23
Kritik und Bibliographie:	
A. TRAININ, B. NIKIFOROW — Lombrosianertum und Rassismus in amerikanischer Ausgabe . . . . .	26
Fragen und Antworten:	
W. RASTORGUJEW — Über die Rechte der Gewerkschaften . . . . .	29
Chronik der internationalen Ereignisse . . . . .	32
Beilage: Maxim Gorki — Mit wem seid ihr, „Meister der Kultur“? (Ausgewählte Aufsätze)	

16

13. April 1949

VERLAG DER ZEITUNG „TRUD“ — MOSKAU

**Schriftleiter: W. BERESIN**

Moskau, Arbat, Kalaschni pereulok 12.

---

---

## Vor dem Weltkongreß der Friedensanhänger

Mehr als 550 Millionen Männer und Frauen aller Länder der Welt haben beschlossen, ihre Delegierten zum Weltkongreß der Friedensanhänger zu entsenden, der am 20. April in Paris eröffnet wird. In 30 Ländern sind Initiativkomitees der Friedensanhänger ins Leben gerufen worden.

Für die Beteiligung an der Arbeit des Weltkongresses der Friedensanhänger haben die gesellschaftlichen Organisationen der Sowjetunion mehr als 50 Delegierte ausgewählt. Es sind das hervorragendste Vertreter der Sowjetöffentlichkeit — Gelehrte, Schriftsteller, Künstler und Persönlichkeiten des Bildungswesens, Gewerkschaftsführer, Führer von gesellschaftlichen und kulturellen Organisationen, Helden des Großen Vaterländischen Krieges und des friedlichen Nachkriegsaufbaus. Unter ihnen sind Akademiemitglied W. Wolgin, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion, die Akademiemitglieder A. Nesmejanow, I. Meschtschaninow und B. Grekow, die Schriftsteller A. Fadejew, I. Ehrenburg, K. Simonow, W. Wassilewskaja, A. Kornejtschuk, ferner A. Gerassimow, Präsident der Akademie der Künste, der Komponist D. Schostakowitsch, die Volkskünstler der Sowjetunion A. Chorawa und N. Tscherkassow, der Filmregisseur G. Alexandrow, N. Popowa, die Vorsitzende des Antifaschistischen Frauenkomitees der Sowjetunion, der zweifache Held der Sowjetunion A. Fjodorow, der Stahlgießer W. Amossow, der Mähdrescherführer K. Borin, dann P. Schelachin, Sekretär des Zentralkomitees des Verbands der Arbeiter des Steinkohlenbergbaus, A. Solowjow, Verdienter Lehrer der RSFSR, usw. Von der russischen orthodoxen Kirche sind zum Kongreß delegiert Metropolit Nikolaj von Krutizy und Kolomna und der Protopresbyter N. Koltschizki.

Die Weltföderation der Gewerkschaften, der 67 Landesgewerkschaftszentralen mit insgesamt über 75 Millionen Werktätigen angehören, hat an den Vorbereitenden Ausschuß für die Einberufung des Kongresses ein Schreiben gerichtet, worin sie bekanntgibt, daß sie sich dem Kongreß anschließt und daß sie „vollen Anteil nimmt an dem großen und hochsinnigen Werk, das unternommen

wird, um den Völkern den Frieden zu geben, den sie so leidenschaftlich wünschen“.

„Das gemeinsame Ziel der ganzen fortschrittlichen Menschheit ist der Friede. Nur unter den Bedingungen des Friedens kann das materielle und kulturelle Niveau der Völker gehoben werden, nur der Friede kann den Fortschritt sichern“, erklärt in einer Botschaft an den Vorbereitenden Ausschuß der Kongreß der Wissenschaftler, Literaten und Künstler der Rumänischen Volksrepublik zum Schutze des Friedens und der Kultur, der vom 29. bis zum 31. März in Bukarest getagt hat.

Die werktätigen Frauen der Tschechoslowakei haben 2,5 Millionen Unterschriften unter Erklärungen zum Schutze des Friedens gesammelt. Der Tschechische Jugendverband hat 350 000 solcher Unterschriften zusammengebracht. In den Städten und Dörfern des ganzen Landes werden Versammlungen zum Schutze des Friedens abgehalten. Während der letzten Märzwoche fanden derartige Versammlungen allein im Gebiet Pardubice in 730 Gemeinden statt.

Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Komponisten, namhafte Politiker der Tschechoslowakei geben Erklärungen zum Schutze des Friedens ab. Der Ministerpräsident und Vorsitzende des Zentralkrats der Gewerkschaften der Tschechoslowakei, Antonín Zápotocky, hat darauf hingewiesen, daß die Einheit, Organisiertheit und Kampfbereitschaft der Arbeiterklasse jene Macht darstellen, die eine neue imperialistische Aggression gegen die friedliebenden Völker verhindern muß. Der bevorstehende Weltkongreß der Friedensanhänger, so sagte Zápotocky, wird ein schwerer Schlag gegen die Brandstifter eines neuen Krieges sein.

In England — im Londoner Arbeiterbezirk Stepney, in Manchester, Liverpool und anderen Städten — haben Demonstrationen zur Unterstützung des Friedens stattgefunden. In Stepney führten Mütter ihre Kleinen in Kinderwagen mit sich, an denen Plakate angebracht waren mit den Aufschriften: „Einschränkung der Rüstungen, aber nicht der Fleischrationen“; „Der Atlantikpakt ist ein Kriegspakt“; „Freundschaft mit dem sozialistischen Rußland“; „Dollars werden England nicht retten“.

Der labouristische Unterhausabgeordnete John Platts-Mills erklärte:

„Die Kriegsbrandstifter sind gefährlich. Sie kennen, wie Verrückte, keinerlei moralische Normen. Trotzdem sind sie nicht stark, und sie wissen das. Es ist unsere Aufgabe, ihnen zu zeigen, daß wir das gleichfalls wissen. Der Weltkongreß der Friedensanhänger wird eine mächtige Demonstration der Stärke der Friedenskräfte sein...“

Aus den Städten und Dörfern Frankreichs ziehen „Friedenskarawanen“ nach Paris, dort werden hunderttausende Unterschriften unter Deklarationen gesammelt, die einen dauerhaften Frieden fordern. In Kundgebungen und Versammlungen legt das Volk im ganzen Lande gegen die Machenschaften der Kriegsbrandstifter Protest ein.

Ende März und in den ersten Apriltagen fanden in Rom, Venedig und vielen anderen Städten Italiens von vielen Tausenden besuchte Protestkundgebungen und -demonstrationen gegen den Nordatlantischen Vertrag und zum Schutze des Friedens statt. In den Großbetrieben wurde gestrikt. In Neapel fanden alle der Christlich-Demokratischen Partei angehörenden Parlamentsabgeordneten, als sie nach der Stimmenabgabe für den Anschluß an den Nordatlantischen Vertrag aus Rom zurückkehrten, an den Türen ihrer Häuser und Wohnungen mit unabwaschbarer Farbe die Aufschrift vor: „Hier wohnt ein Abgeordneter, der für den Krieg gestimmt hat.“

Die Allgemeine Arbeitskonföderation Italiens, die 7 Millionen Mitglieder zählt, hat an die Werk-tätigen den flammbenden Appell gerichtet, für den Frieden zu kämpfen. In diesem Aufruf heißt es: „Wir wollen nicht den Anschluß Italiens an irgendeine wie immer geartete Kriegskoalition. Der Krieg ist nicht unvermeidlich, da die Kräfte des Friedens stärker sind als die der Kriegsbrandstifter.“

In Brüssel tagte am 2. und 3. April ein belgischer Landeskongreß zum Schutze des Friedens, der auf Initiative des Verbandes belgischer Frauen einberufen worden war.

Die Bewegung zum Schutze des Friedens hat auch Deutschland erfaßt. In Sachsen-Anhalt ist ein Initiativkomitee der Friedensanhänger zur Vorbereitung der Beteiligung am Pariser Kongreß gegründet worden.

Begrüßungen und Erklärungen über Beteiligung am Weltkongreß der Friedensanhänger gehen tagtäglich von den verschiedensten politischen, gesellschaftlichen, gewerkschaftlichen und kulturellen Organisationen sowie von Einzelpersonen aus allen Gegenden der Welt beim Vorbereitenden Ausschuß ein.

Die Konföderation der Werk-tätigen Lateinamerikas, die mehr als 6 Millionen organisierter Arbeiter in 17 Ländern des Kontinents vertritt, erklärt, daß sie gegen die Kräfte kämpfen wird, die den Versuch machen, einen neuen Krieg zu entfesseln, und daß sie alle notwendigen Maßnahmen ergreift, um die Werk-tätigen Lateinamerikas „für die große Schlacht zum Schutze der Zivilisation“ zu mobilisieren.

In einem Telegramm der chinesischen Delegation, die am Pariser Kongreß teilnehmen wird, heißt es:

„Wir möchten den Kongreß von der festen Kampfentschlossenheit und Siegeszuversicht des chinesischen Volkes in Kenntnis setzen, das gegen einen aggressiven Krieg auftritt und das die Volksdemokratie sowie einen dauerhaften Frieden erkämpfen wird.“

Der Verlauf der Vorbereitungen für den Weltkongreß der Friedensanhänger zeigt anschaulich, wie sehr die von Weltherrschaft träumenden britisch-amerikanischen Imperialisten isoliert sind. Die Bewegung für den Frieden vereinigt alle Völker des Erdalls.

## Das Aufblühen der Sowjetkultur

Die ALLJÄHRLICH in der Sowjetunion verliehenen Stalinpreise für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten, Forschungen und Erfindungen, grundlegende Vervollkommenungen von Produktionsmethoden, hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Literatur und der Kunst wurden 1939 gestiftet zur Feier des 60. Geburtstags von Joseph Wissarionowitsch Stalin, dieses Koryphäen fortgeschrittenerer Wissenschaft, des Führers der Kommunistischen Partei und des Sowjetvolkes.

Die Zuerkennung dieser Preise ist zu einer traditionellen Schau der Erfolge und Errungenschaften der sozialistischen Sowjetkultur geworden. Ein Resultat der jüngsten Schau waren die am 9. und 10. April veröffentlichten Beschlüsse der Regierung der Sowjetunion über die Zuerkennung der Stalinpreise an Wissenschaftler, Literaten und Künstler, Erfinder und Produktionsneuerer für Arbeiten des Jahres 1948. Schon allein die Namensliste der neuen Stalinpreisträger, schon allein die

Bezeichnungen und die äußerst gedrängten Charakteristiken der des Stalinpreises für würdig befindenen hervorragenden Arbeiten, die in der Regierungsmittelung aufgezählt sind, legen beredtes Zeugnis ab für das Aufblühen der sozialistischen Kultur.

Man kann unmöglich die Tatsache übersehen, daß im Laufe des Jahres 1948 buchstäblich auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Technik hervorragende Entdeckungen, Forschungen, Erfindungen und Vervollkommnungen zu verzeichnen waren. In diesem Jahr sind erstklassige, vom ganzen Volk anerkannte Werke auf dem Gebiet der künstlerischen Prosa und Poesie, des Theaters und Films, der Musik und Malerei, der Bildhauerei und Architektur geschaffen worden. Die sozialistische Gesellschafts- und Staatsordnung hat die Fesseln gesprengt, die unter dem Kapitalismus, besonders in seinem jetzigen imperialistischen Stadium, die Wissenschaft und Kunst binden und würgen, die im Volk vorhandenen Talente bedrücken und niederhalten. In der Sowjetunion bringt jedes Jahr immer mehr große wissenschaftliche Entdeckungen und Forschungsarbeiten auf allen Wissensgebieten: physikalisch-mathematische und technische, chemische und biologische, landwirtschaftliche und medizinische, wirtschaftliche, juristische und historisch-philologische. Einige dieser Arbeiten leiten eine neue Epoche auf ihrem Gebiet ein.

Das Jahr 1948 war besonders reich an hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten auf den verschiedensten Wissensgebieten — von S. N. Wernows Untersuchungen über die kosmischen Strahlen und den Arbeiten G. D. Latyschews auf dem Gebiet der Atomkernphysik bis zu den fundamentalen Arbeiten B. A. Rybakows zur Geschichte der materiellen Kultur des alten Russenreichs und den historisch-archäologischen Forschungen S. B. Tolstows über das alte Choresm; von der Agrobiologie, vertreten durch eine Abhandlung des weltbekannten Gelehrten T. D. Lysenko, in der die bedeutendsten Untersuchungen auf dem Gebiet der fortschrittlichen Mitschurinschen Biologie verallgemeinert werden, bis zu der Untersuchung Prof. A. W. Wenediktows über das sozialistische Staatseigentum als einer juristischen Kategorie. Besonders vermerkt werden müssen gewisse Arbeiten auf dem Gebiet der technischen Wissenschaften, z. B. die Arbeiten G. W. Kurdjumows und J. P. Popows, die — jeder auf seinem Forschungsgebiet — neue Kapitel der Wissenschaft eröffnen, indem sie in der Wärmebehandlung der Metalle und in der Berechnung elastischer Bestandteile von Maschinen und Apparaten die bisher geltend gewesenen empirischen Regeln

durch eine wissenschaftliche, theoretisch sinnvolle und bewiesene Methode ersetzen.

Durch die Arbeiten der führenden fortschrittlichen Sowjetgelehrten zieht sich wie ein roter Faden wissenschaftliche Kühnheit beim Herangehen an neue Probleme und zugleich damit engste Verbundenheit mit der Praxis, mit den Lebensbedürfnissen des Landes und Volkes. Vor elf Jahren brachte J. W. Stalin einen Trinkspruch aus auf das Aufblühen „*jener Wissenschaft, die sich nicht vom Volk absondert, sich nicht vom Volk fernhält, sondern bereit ist, dem Volke zu dienen...*“ Eine solche Wissenschaft ist die Wissenschaft des sozialistischen Sowjetlandes, dadurch unterscheidet sie sich grundlegend von der Wissenschaft der kapitalistischen Länder, wo sie in die Stellung einer Dienerin der herrschenden Klassen hinabgedrückt ist, die dem Volk entgegenstehen und das Volk unterdrücken.

Dutzende angesehener Sowjetgelehrter, wie z. B. die Akademiemitglieder Bardin, Lebedjew, Namjotkin, haben den Stalinpreis für 1948 für hervorragende Erfindungen und grundlegende Vervollkommnungen der Produktionsmethoden erhalten. Neben ihnen stehen in den Reihen der Stalipreisträger Hunderte von Konstrukteuren, Betriebsdirektoren, Ingenieuren und Technikern, die dem ganzen Lande als Erfinder und Initiatoren neuer, fortschrittlichster und produktivster, auf der progressiven Wissenschaft fußender Arbeitsmethoden in der Industrie, im Verkehrswesen und in der Landwirtschaft bekanntgeworden sind. Unter denen, die den Stalinpreis erhalten haben, gibt es eine bedeutende Anzahl von Arbeitern: den Meistergehilfen Alexander Tschutkij aus einem Kammgarnkombinat, die Arbeitstruppführerin Valentina Chrissanowa aus einem Glühbirnenwerk, den Lokomotivführer Iwan Solowjow, die Fräser Simanowski und Tschebyschew, die Dreher Bortkewitsch, Bykow, Denissow und viele andere.

Wie J. W. Stalin sagte, ergibt sich folgendes aus der Geschichte:

„Neue Wege in Wissenschaft und Technik werden zuweilen nicht von Menschen gebahnt, die in der Wissenschaft allgemein bekannt sind, sondern von Menschen, die in der wissenschaftlichen Welt ganz unbekannt sind, von einfachen Menschen, von Praktikern, von Neuerern der Sache.“

In der sowjetischen Gesellschaft ist solches Neuerertum zu einer Tatsache des täglichen Lebens geworden. Ein Arbeiter als Träger eines vom Gesamtstaat verliehenen wissenschaftlichen Preises ist eine Erscheinung, die in keinem kapitalistischen Lande möglich ist, die jedoch zu etwas

Gewohntem geworden ist im Sowjetlande, wo die Arbeit jedes Menschen — jedes Arbeiters und jeder Arbeiterin, jedes Kollektivbauern und jeder Kollektivbäuerin — eine frohe und schöpferische Arbeit zum Wohle des Volkes ist, wo das Streben nach Neuerertum das Denken und Tun von Millionen Menschen beherrscht.

Unter dem Kapitalismus klapft, ebenso wie in allen ihm vorangegangenen Formationen der Klassengesellschaft, ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. In der sozialistischen Gesellschaft ist ein solcher Abgrund nicht vorhanden. In der zweiten Phase des Kommunismus, in die unser Land hinaufschreitet, verwischen sich die Grenzen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit immer mehr. Diese Verwischung der Grenzen sieht man an hunderttausenden Beispielen, so auch an der Liste der Stalinpreisträger, in der neben den Namen weltbekannter Akademiemitglieder die Namen einfacher Arbeiter und Kollektivbauern stehen.

Die des Stalinpreises für würdig befundenen hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten, Erfindungen und Vervollkommnungen, Literatur- und Kunstwerke sind nicht in einem einzigen oder einigen wenigen größten Kulturzentren des Landes geschaffen worden, sondern in verschiedenen Städten und Dörfern aller 16 sowjetischen Unionssrepubliken. Die Errungenschaften der Sowjetkultur sind Kulturerrungenschaften der Russen und Ukrainer, der Bjelorusen und Georgier, der Usbeken, Aserbaidschaner und Armenier, der Esten, Letten, Litauer und aller anderen Nationalitäten, die unter der Sonne des Sozialismus gedeihen.

Die Schildknappen des USA-Imperialismus predigen nachdrücklich den Kosmopolitismus in Wissenschaft, Literatur und Kunst, da sie im Kosmopolitismus eine Waffe zur Erdrosselung des Kampfes der Völker für Freiheit und Unabhängigkeit, eine Waffe zur Eroberung der Weltherrschaft durch das Monopolkapital sehen. Die Propaganda für den Kosmopolitismus steht in engem Zusammenhang mit dem tierischen Chauvinismus dieser Herrschaften, mit ihrer Unterstützung der Rassentheorien in ihrer unverhülltesten Gestalt und mit der Anwendung dieser Theorien in der Praxis. Der Sowjetideologie ist der Kosmopolitismus fremd und feindlich, wie ihr auch der Chauvinismus und die Unterdrückung eines jeden Volkes fremd und feindlich sind. Die sowjetische Gesellschafts- und Staatsordnung, die Lenin-Stalinische Nationalitätenpolitik haben zu einer mächtigen wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung aller durch den Zarismus unterjochten Völker geführt. Das Ergebnis ist das Aufblühen der ihrer Form nach nationalen, ihrem Inhalt nach sozialistischen Kultur der Völker der Sowjetunion.

Der Sowjetpatriotismus, der unauflöslich zusammenhängt mit der Entschlossenheit, die Ideen des Kommunismus in der Praxis zu verwirklichen, ist eine unerschöpfliche Quelle der Inspiration für die Sowjetmenschen, eine Quelle der Inspiration für die Meister der sowjetischen Literatur und Kunst. In den künstlerischen Gestalten ihrer Werke enthalten sie den ideellen Sinn, den die Ereignisse und die Arbeit der Menschen der Sowjetepoche besitzen. In den meisten der besten literarisch-künstlerischen Werke des Jahres 1948, die der Verleihung des Stalinpreises für würdig befunden wurden, steht die Gestalt des fortgeschrittenen sowjetischen Menschen im Mittelpunkt. Der sowjetische Mensch der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts — des Jahrhunderts des Kommunismus — ist die Zentralfigur der Romane Wassili Ashajews „Fern von Moskau“, Wladimir Popows „Stahl und Schlacke“, Semjon Babajewskis „Der Ritter des goldenen Sterns“, Anna Sakses „Bergan“, Tugelbaj Sydykbekows „Menschen unserer Tage“, Jelisari Malzew „Von ganzem Herzen“, der Erzählungen Georgi Gulias, Juri Laptjews, der Verse Nikolai Tichonows, Michail Issakowskis, Nikolai Gribatschows, Mamed Rahims, der Theaterstücke Anatoli Sofronows, Alexander Kornejtschuks, Anatoli Surows, der Filme „Die junge Garde“, „Das Ehrengericht“, „Ein Mensch von echtem Schrot und Korn“, der Werke der Malerei und der Bildhauerei.

Der des Stalinpreises für würdig befundene Gedichtband K. Simonows, „Freunde und Feinde“, sowie der Mikola Bashans, „Englische Eindrücke“, und das Theaterstück von Nikolai Wirta, „Die Verschwörung der Untergangsgeweihten“ behandeln — in verschiedenen Aspekten — das Thema der Freunde und Feinde des Sozialismus, des Friedens und der Demokratie. Diese Werke, die hohe künstlerische Vorzüge aufzuweisen haben, demonstrieren die Überlegenheit des Sozialismus über den Kapitalismus. Ihre Stärke liegt in ihrer tiefen Wahrhaftigkeit und in ihrem hohen bolschewistischen Ideengehalt. Hierin liegt die Stärke der gesamten sowjetischen Literatur und Kunst, der gesamten sozialistischen Sowjetkultur. Das Lager des Imperialismus hat ihr nur ideologische Fäulnis und Degradation entgegenzustellen. Die bürgerliche Kultur vermag in unserer Zeit der Menschheit nichts zu geben außer der Predigt des selbstmörderischen Krieges, der gedankenlos-sklavischen Existenz und des Todes.

Die Zuerkennung der Stalinpreise demonstriert anschaulich nicht nur die jetzige große Kraft, sondern noch mehr die grandiosen potentiellen Kräfte der Sowjetkultur, der Kultur des Kommunismus, die das herbeigesehnte Morgen der gesamten fortschrittlichen Menschheit ist.

# Ein Aggressionsvertrag unter dem Deckmantel eines regionalen Abkommens

N. JEWGENJEW

**D**IE dem Frieden feindliche Ausrichtung der Bündnisse, die von den britisch-amerikanischen Weltherrschaftsanwärtern zusammengezogen werden, tritt immer unverhüllter zutage. Die bereits seit einem Jahr existierende berüchtigte Westliche Union hat sich als ein Werkzeug zur Vorbereitung einer Aggression in Europa erwiesen. Seinem Wesen nach besonders aggressiv ist der Nordatlantische Vertrag, den die Vertreter von 12 Staaten am 4. April unterzeichnet haben.

Die Bestimmungen dieses Vertrages verletzen die Prinzipien internationaler Zusammenarbeit auf demokratischer Grundlage, die in der Satzung der Vereinten Nationen und in den Abkommen der Großmächte über Fragen der Friedensgestaltung während der Nachkriegszeit niedergelegt sind.

Selbstverständlich können die Initiatoren und Verfechter des Vertrages sich nicht offen, vor der ganzen Welt, als Brandstifter eines neuen Krieges bekennen — ist doch allzu gut bekannt, wie stark das Friedensstreben der Völker ist. Die regierenden Kreise des britisch-amerikanischen Blocks sind daher gezwungen, ihre Tätigkeit in jeder Weise zu tarnen, die imperialistische Schneide des „nordatlantischen“ Vertrags zu verstekken und dieses Bündnis als ein Werkzeug des Friedens und der kollektiven Sicherheit auszugeben. Eine der Tarnungsmethoden sind die Versuche, den Vertrag als ein „regionales Abkommen“ hinzustellen, das angeblich der UNO-Satzung entspricht.

In der Erklärung des USA-Staatsdepartements vom 14. Januar über den Abschluß des Nordatlantischen Vertrags, in den Reden Churchills, Bevins, Dulles', Vandenberg's, McNeils, in Veröffentlichungen der imperialistischen Presse wird mit Nachdruck behauptet, die Schaffung militärischer Blocks widerspreche nicht der UNO-Satzung. Auch in den veröffentlichten Artikeln des Nordatlantischen Vertrages wird die UNO-Satzung in zahlreichen Fällen erwähnt. In aufdringlicher Weise, ob es hinpaßt oder nicht, berufen die Initiatoren des Vertrages sich auf die Tatsache, daß die Satzung den Abschluß von Defensivbündnissen auf regionaler Basis zuläßt.

Die Advokaten des Imperialismus sind bestrebt, mit Hilfe einer der völkerrechtlichen Institutionen ein Werkzeug zur Entfesselung eines neuen

Krieges zu verhüllen. In Wirklichkeit aber hat der Nordatlantische Vertrag mit den im Völkerrecht bekannten und in der UNO-Satzung vorgesehenen regionalen Abkommen nichts gemein.

\* \* \*

Gemäß Artikel 52 der UNO-Satzung können regionale Abkommen von UNO-Mitgliedern geschlossen werden, die in einem bestimmten geographischen Raum liegen, also gemeinsame, sich aus ihrer territorialen Nähe ergebende Interessen haben. Die Teilnehmerstaaten eines regionalen Vertrages haben in der Regel gemeinsame Grenzen und deshalb eine Anzahl gemeinsamer Interessen.

Das Hauptmerkmal fehlt im Nordatlantischen Vertrag, der Länder erfaßt, die sehr weit auseinander liegen und absolut keine gemeinsamen, sich aus geographischer Nähe ergebenden Interessen haben, wie z. B. die Vereinigten Staaten von Amerika und Norwegen oder Italien und Kanada.

Regionale Abkommen können verschiedener Art sein: sie können das Gebiet der wirtschaftlichen Wechselbeziehungen betreffen, das Gebiet administrativ-rechtlicher Beziehungen und Fragen der Bekämpfung einer Aggression in einem bestimmten geographischen Raum mit den Kräften der an diesem Raum dringend interessierten Staaten.

Die regionalen Abkommen sind in Kapitel VIII der UNO-Satzung behandelt. In diesem Kapitel, und zwar in Artikel 52, heißt es:

„Nichts in der vorliegenden Charta schließt die Existenz regionaler Abkommen oder Körperschaften aus für die Regelung von Angelegenheiten, die mit der Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der Sicherheit zusammenhängen, soweit diese Angelegenheiten für regionale Aktionen geeignet sind, und vorausgesetzt, daß sich solche Abkommen oder Körperschaften und ihre Tätigkeit mit den Zielen und Prinzipien der Vereinten Nationen vereinbaren lassen.“

Regionale Abkommen und Organisationen sind — gemäß Kapitel VIII der Satzung — unter der Bedingung zulässig, daß sie und ihre Tätigkeit den Zielen und Prinzipien der Organisation, in erster Linie dem Prinzip der Zusammenarbeit der Großmächte, entsprechen. Die Satzung erkennt ausschließlich regionale Abkommen und

Körperschaften an, die das System der allgemeinen Sicherheit untermauern und nicht geeignet sind, sich in militärpolitische Blocks zu verhandeln, die sich gegen irgendein Mitglied der Vereinten Nationen richten.

Die Satzung fördert die Ausnutzung regionaler Organisationen zu friedlicher Beilegung örtlicher Streitigkeiten und sieht ihrerseits keinerlei Zwangsmäßigkeiten ohne Bevollmächtigung durch den Sicherheitsrat vor, ausgenommen den Fall, daß der Aggressor ein früher feindlicher Staat, d. h. ein Staat wie Deutschland oder Japan, ist. Nur in diesem besonderen Falle bedürfen die Maßnahmen zur Abwendung einer Aggression, die gegen einen „früheren Feindstaat“ ergriffen werden, so lange nicht der Billigung des Sicherheitsrats, bis die Teilnehmer der regionalen Abkommen ein entsprechendes Ersuchen an den Sicherheitsrat gerichtet und ihm die Verantwortung „für die Abwendung einer weiteren Aggression von seiten eines solchen Staates“ auferlegt haben (Artikel 53 der Satzung).

In Artikel 54 der Satzung ist ferner die folgende obligatorische Bedingung enthalten:

„Der Sicherheitsrat muß jederzeit restlos informiert sein über Aktionen, die gemäß regionaler Abkommen oder von regionalen Körperschaften zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der Sicherheit unternommen oder beabsichtigt werden.“

Die britisch-amerikanischen Organisatoren der Aggressionsblocks berufen sich nicht selten auch auf Artikel 51 der UNO-Satzung, der angeblich die Schaffung militärpolitischer Gruppierungen zuläßt. Im Wortlaut des Nordatlantischen Vertrages selbst ist ebenfalls ein solcher Hinweis enthalten. Aber auch diese Berufungen halten keiner Kritik stand. Artikel 51 gehört zu Kapitel VII der Satzung. Dieses Kapitel behandelt die Tätigkeit des Sicherheitsrats, der die „Hauptverantwortung für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der Welt sicherheit“ trägt, „das Vorliegen irgend einer Gefahr für den Frieden, irgendeiner Friedensverletzung oder eines Aggressionsaktes“ feststellt und die notwendigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Sicherheit ergreift. Artikel 51 ist nur anwendbar im Falle eines militärischen Überfalls von seiten eines Aggressors, wenn ein solcher Überfall nicht durch andere in der Satzung vorgesehene Mittel abgewandt werden kann. Der Text dieses Artikels lautet:

„Nichts in der vorliegenden Charte soll das unabdingbare Recht auf individuelle oder kollektive Selbstverteidigung schmälen, wenn ein bewaffneter Überfall auf ein Mitglied der Vereinten Nationen erfolgt, bis der Sicherheitsrat Maßnahmen ergriffen hat, die notwendig sind, um den Weltfrieden und die Sicherheit aufrechtzuerhalten. Maßnahmen, die von Mitgliedern der Organisation in Ausübung dieses Selbstverteidigungsrechts ergriffen werden, müssen dem Sicherheitsrat

unverzüglich gemeldet werden und dürfen in keiner Weise die Kompetenz und Verantwortung des Sicherheitsrats laut vorliegender Charte berühren, jederzeit eine Aktion einzuleiten, die er für notwendig erachtet, um den Weltfrieden und die Sicherheit aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen.“

Es liegt klar auf der Hand, daß es sich in diesem Artikel der Satzung nicht um eine „Überfallsgefahr“ oder um eine „bedrohliche Situation“ handelt, sondern darum, daß die individuelle oder kollektive Selbstverteidigung beim Vorliegen eines Aggressionsaktes im Sinne des Artikels 51 nur zeitweilig angewandt werden kann, solange der Sicherheitsrat noch nicht die notwendigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des Friedens ergriffen hat. Keinerlei Maßnahmen, die in Ausübung des Selbstverteidigungsrechts von Mitgliedern der Organisation ergriffen werden, können die Kompetenzen des Sicherheitsrates berühren.

Die Autoren des Nordatlantischen Vertrages sind bestrebt, den Sicherheitsrat zu umgehen. Diese Tendenz ist besonders deutlich zu erkennen, wenn man Artikel 5 des Vertrages dem Artikel 53 der UNO-Satzung gegenüberstellt. In Artikel 53 heißt es: „Keinerlei zwangsweise Aktion darf auf Grund regionaler Abkommen oder von regionalen Körperschaften ohne Bevollmächtigung durch den Sicherheitsrat unternommen werden.“ Demgegenüber sieht Artikel 5 des Nordatlantischen Vertrages Anwendung bewaffneter Gewalt durch seine Teilnehmer ohne jede Bevollmächtigung durch den Sicherheitsrat vor. Die Presse der Monopole hat es in ihren Kommentaren zu der Denkschrift der Sowjetregierung vorgezogen, die Berufung auf Artikel 53 der Satzung zu verschweigen. Offensichtlich fürchten die Initiatoren des aggressiven Nordatlantikblocks, die von ihnen beabsichtigte Umgehung des Sicherheitsrats — dieses Hauptorgans der Vereinten Nationen — zu verraten.

Der Nordatlantische Vertrag kann auch deshalb in keiner Weise ein regionales Abkommen im Rahmen der UNO sein, weil als Vertragsteilnehmer Staaten wie Portugal und Italien herangezogen werden, die nicht Mitglieder der Vereinten Nationen sind. Noch mehr, in dem sogenannten Weißbuch über den Nordatlantischen Vertrag, das vom Staatsdepartement am 20. März herausgegeben wurde, ist vorgesehen, das franquistische Spanien und den westdeutschen Staat, den die britisch-amerikanischen Imperialisten jetzt zusammenzimmern, in den Vertrag einzugliedern. Daneben wird die Sowjetunion, ein Teilnehmer der Antihitlerkoalition und Mitglied der Vereinten Nationen, von der Beteiligung am Nordatlantischen Vertrag ausgeschlossen. Artikel 10, der besagt, daß ein Anschluß an den Vertrag nur zu Bedingungen erfolgen kann, die von seinen ursprüng-

lichen Teilnehmern in voraus festgesetzt worden sind, betont den exklusiven Charakter des Vertrages.

Zwischen den Bestimmungen der Satzung hinsichtlich regionaler Abkommen und „kollektiver Selbstverteidigung“ und den Zielen der militärpolitischen Blocks, die von den britisch-amerikanischen Imperialisten geschaffen werden, besteht also ein himmelweiter Unterschied. Eine Vorstellung von dem wirklichen Zweck dieser Blocks erhält man aus der vom USA-Senat im Juni 1948 auf Antrag Vandenberg's angenommenen Resolution über die neue Richtung der USA-Außenpolitik. In dieser Resolution werden die Vereinigten Staaten aufgefordert, sich mit allen Ländern außerhalb der westlichen Hemisphäre zusammenzuschließen, deren Außenpolitik der Sowjetunion feindlich ist. Praktisch verfolgt diese Vereinigung das Ziel, einen Krieg gegen die Sowjetunion und die Länder der Volksdemokratie vorzubereiten.

Die zu diesem Zweck unter unmittelbarer Leitung der Vereinigten Staaten geschaffene aggressive militärpolitische Vereinigung von Staaten beider Hemisphären kann nur zum Hohn auf das Völkerrecht und die UNO-Satzung als ein „regionales Abkommen“ bezeichnet werden. Parallel geht es um die Vorbereitung einer Anzahl anderer militärischer Gruppen — „Tochtergruppen“ des Nordatlantischen Vertrages: einer „Mittelmeergruppe“, einer „skandinavischen“ Gruppe usw.

Zwecks weiterer Ausdehnung des Nordatlantischen Vertrages ist vorgeschlagen worden, einen „Pazifikpakt“ abzuschließen, der ebenfalls unter der unmittelbaren Führung der Vereinigten Staaten und Englands stehen und Australien, Neuseeland, Indien, Pakistan und Ceylon als Teilnehmer umfassen soll... Ist der eigentliche Nordatlantische Vertrag als ein Kriegsbündnis vieler Staaten der beiden Hemisphären gedacht, so soll das gesamte System der von den USA zusammengeschobenen Blocks wohl etwa drei Viertel des gesamten Erdballs umfassen. Schon allein die geographische Reichweite dieser Pakte widerlegt vollständig die Behauptung, sie hätten „regionalen“ Charakter.

Der Nordatlantikblock und die ihm verwandten Blocks sind keine regionalen Abkommen und entsprechen nicht der Satzung der Vereinten Nationen, im Gegenteil, diese Blocks werden unter Umgehung der UNO, entgegen ihrer Satzung und ihren Zielen geschaffen und sollen die Erfüllung ihrer Hauptaufgabe — Aufrechterhaltung eines demokratischen Völkerfriedens — vereiteln. Alle diese Blocks haben einen betont militärischen, und zwar keinen defensiven, sondern einen aggressiven Charakter. Akzentuiieren doch die meisten Artikel

des Nordatlantischen Vertrages gerade die militärische Seite der Angelegenheit, wobei sein aggressives Wesen sich in jeder Zeile äußert. Der gesamte Inhalt selbst der offenen, der publizierten Artikel des Vertrages zeugt für das krampfhafte Suchen nach Anlässen zur Schürung eines neuen Krieges. Als solchen Anlaß zu einem Weltkrieg betrachtet der Vertrag offen jeden beliebigen Zwischenfall selbst mit einem einzelnen Schiff oder einem einzelnen Flugzeug „in Europa oder Nordamerika“, in den algerischen Departements Frankreichs und überhaupt irgendwo „nördlich vom Wendekreis des Krebses“, ein Zwischenfall, der, wenn gewünscht, jeden beliebigen Augenblick inszeniert werden kann,

Einen aggressiven Charakter tragen auch andere Verträge und Bündnisse, die von den Vereinigten Staaten zustande gebracht werden, so z. B. der in Rio de Janeiro am 2. September 1947 unterzeichnete interamerikanische Vertrag sowie die in Bogotá am 30. April 1948 unterzeichneten Statuten der Organisation amerikanischer Staaten. Sie sehen den automatischen Kriegseintritt aller Teilnehmerstaaten vor, selbst wenn für nur einen einzigen von ihnen eine „Aggressionsgefahr“ vorliegt.

In diesen Verträgen wird wiederholt betont, daß sie nicht so sehr gegen eine Aggression als gegen eine „Aggressionsgefahr“ oder eine „bedrohliche Situation“ in irgendeiner nebelhaften „Sicherheitszone“ gerichtet sind. Alle diese Begriffe sind in den Verträgen nicht definiert; damit sind die bequemsten Voraussetzungen geschaffen für Provokationen, Mißbräuche und die Proklamierung einer drohenden Gefahr an einer Stelle, wo keine Gefahr vorliegt.

Die Statuten amerikanischer Staaten sehen die Schaffung einer Anzahl zentralisierter Körperschaften zwecks Ausübung der Herrschaft der USA über die anderen Länder und zwecks Durchführung aggressiver Maßnahmen vor. Eine der führenden Stellen unter diesen Körperschaften gehört dem sogenannten „Beratenden Verteidigungskomitee“. Auf diese Weise verwandelt sich das ehemalige panamerikanische Bündnis aus einer administrativ-rechtlichen Regionalkörperschaft in einen Kriegsblock unter Führung der Vereinigten Staaten.

Ein ausgesprochen aggressiver Kriegspakt ist auch der von England, Frankreich und den Beneluxstaaten am 17. März 1948 in Brüssel unterzeichnete Vertrag über die sogenannte Westliche Union. Seine wichtigste ständige Körperschaft ist ein einheitlicher Militärstab, der aggressive Kriegspläne ausarbeitet. Die militärischen Maßnahmen der Westlichen Union zielen keineswegs auf Verhütung einer neuen deutschen Aggression

ab. Auch im Nordatlantischen Vertrag ist mit keinem Wort von der Möglichkeit einer neuerlichen deutschen Aggression die Rede. Im Gegenteil, die Organisatoren und Inspiratoren der Westlichen Union beabsichtigen, Westdeutschland, wo die Basis des deutschen Militarismus wiederhergestellt wird, in ihr Bündnis einzubeziehen. Man begreift unschwer, daß Verträge, die sich derartige Ziele und Aufgaben stellen, den Interessen des Völkerfriedens brüsk widersprechen und vom Standpunkt der UNO-Satzung rechtswidrig sind.

\* \* \*

Die Anhänger militärpolitischer Blocks versuchen ihr Vorgehen mit der Behauptung zu rechtfertigen, die Sowjetunion habe einen „Ostblock“ ins Leben gerufen, dem ein Westblock entgegen gestellt werden müsse, um das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Um diese unbeweisbare These zu beweisen, greifen die Kriegsbrandstifter zu allen möglichen Fälschungen und zur Entstellung der Wahrheit. Von diesen Fälschungen wimmelt es auch in den offiziellen Druckschriften des USA-Staatsdepartements.

So veröffentlichte das Staatsdepartement in seinem offiziellen Sammelband „Dokumente und Staatspapiere“ (Nr. 4, Juli 1948) den Wortlaut einer Reihe von Verträgen zwischen der Sowjetunion und anderen Staaten, wobei dieser Publikation ein Aufsatz seines Mitarbeiters Harry N. Howard mit der Überschrift „Das sowjetische Allianzsystem 1942—1948“ vorangeschickt wird. Sogar der Wortlaut der sowjetischen Verträge wird in dieser Publikation gefälscht. So sind in der Übersetzung des von der Sowjetunion und der Ungarischen Volksrepublik geschlossenen Vertrages über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand sehr wichtige Hinweise des Vertrags ausgelassen worden, aus denen hervorgeht, daß er „im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der Sicherheit, entsprechend den Zielen und Prinzipien der Organisation der Vereinten Nationen“ geschlossen worden ist.

Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes, H. Howard, geht aber noch weiter und schreibt auch vor einer direkten Unterstellung nicht zurück. Er versucht ein Gleichheitszeichen zu setzen zwischen die aggressive Westliche Union und die von der Sowjetunion geschlossenen Verträge, zu welchem Zweck er läugnerisch verschweigt, die Verträge der Sowjetunion sähen eine Zusammenarbeit vor gegen „jeden beliebigen Angriff eines beliebigen dritten Staats, der die Unabhängigkeit oder die territoriale Integrität der vertragschließenden Parteien bedroht“.

Es ist bekannt, daß die Verträge der Sowjetunion mit anderen Staaten vor allem das Ziel verfolgen, eine deutsche Aggression in Europa abzuwenden; sie stellen die einen friedfertigen Staaten nicht in Gegensatz zu anderen friedfertigen Staaten und führen nicht zur Spaltung Europas. Die Sowjetunion schließt *zweiseitige* politische Verträge mit anderen Ländern, die die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und der Souveränität jeder vertragschließenden Partei sichern. Das Vertragssystem der Vereinigten Staaten aber beruht auf dem Abschluß von mehrseitigen Abkommen, die die Schaffung zentralisierter Organisationen vorsehen, durch die die Vereinigten Staaten einen tagtäglichen Druck auf andere Länder ausüben und militärische Koalitionen schaffen, die in krassem Gegensatz zu einer Friedenspolitik stehen.

Die von der Sowjetunion mit einzelnen Ländern geschlossenen Verträge über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe sind als Verträge gleichberechtigter Parteien geschlossen worden und entsprechen vollständig den Prinzipien und Forderungen der UNO-Satzung. Heute ist die Sowjetunion mit einzelnen Ländern durch derartige Verträge verbunden: mit Großbritannien (vom 26. Mai 1942), mit der Tschechoslowakei (vom 12. Dezember 1943), mit Frankreich (vom 10. Dezember 1944), mit Jugoslawien (vom 11. April 1945), mit Polen (vom 21. April 1945), mit China (vom 14. August 1945), mit Rumänien (vom 4. Februar 1948), mit Ungarn (vom 18. Februar 1948), mit Bulgarien (vom 18. März 1948) und mit Finnland (vom 6. April 1948).

*Alle diese Verträge sehen gegenseitigen Beistand nur für den Fall einer Aggression Deutschlands oder eines anderen Staates vor, der sich mit Deutschland zu Aggressionsakten vereinigen sollte (in dem Vertrag mit China im Falle einer Aggression Japans).*

Diese Verträge stehen also ausnahmslos in vollem Einklang mit der UNO-Satzung. In allen diesen Verträgen verpflichten sich die Parteien, keinerlei Bündnisse einzugehen und sich nicht an irgendwelchen, gegen die andere vertragschließende Partei gerichteten Koalitionen zu beteiligen. Der Sowjetunion ist diese Forderung, ebenso wie alle anderen von ihr übernommenen internationalen Verpflichtungen, heilig. Man kann nicht umhin zu bemerken, daß England und Frankreich die Forderung der Artikel 7 bzw. 5 der entsprechenden Verträge mit der Sowjetunion gröblich verletzen, wenn sie alle möglichen gegen die Sowjetunion gerichteten militärpolitischen Bündnisse abschließen.

Die Sowjetunion hat stets den unentwegten Wunsch nach friedlicher Zusammenarbeit mit anderen Ländern, unabhängig von dem politischen System dieser Länder, zum Ausdruck gebracht. Die Lenker der USA-Politik haben Verhandlungen mit der Sowjetunion über einen Friedenspakt abgelehnt und sich hinter der Erklärung verkrochen, daß sie nicht außerhalb der Organisation der Vereinten Nationen handeln wollen, während sie selbst zur gleichen Zeit unter Umgehung der Vereinten Nationen und unter Verletzung ihrer Prinzipien aggressive Kriegsblocks unter der falschen Flagge regionaler Abkommen schließen.

Den Machenschaften der Kriegsbrandstifter steht das von der Sowjetunion geführte mächtige demokratische Lager gegenüber, das als Vorkämpfer und Verteidiger der Souveränität, der Unabhängigkeit und der Gleichberechtigung aller Nationen — der großen wie der kleinen — auftritt. Die Denkschrift der Regierung der Sowjetunion über den Nordatlantischen Vertrag ist eine ernste Warnung an die Kriegsbrandstifter. Sie wird von der Weltöffentlichkeit als ein neuer Beweis angesehen für die friedfertige Politik der Sowjetunion, deren Ziel es ist, die Vereinten Nationen und die internationale Zusammenarbeit zu stärken.

## Nicht Schutz der Religionsfreiheit, sondern Schutz der Spione

R. L. R.

**D**IEN Entlarvung und Verurteilung der Gruppen von Spionen, die in Ungarn und Bulgarien unter der Maske von Geistlichen am Werke waren, wurde von den amerikanischen und englischen Regierungskreisen für neue Versuche einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten der volksdemokratischen Länder ausgenutzt. Am 2. April richteten das Staatsdepartement der USA und das Foreign Office an die Regierungen Bulgariens, Ungarns und Rumäniens diplomatische Noten. In gleichlautenden Ausdrücken werden die Regierungen dieser Länder fälschlich beschuldigt, gegen die Artikel der Friedensverträge verstößen zu haben, die sich auf die Gewährleistung der Menschenrechte beziehen; man beschuldigt sie des „Verstoßes gegen die Freiheit des religiösen Kults“ und der „Kirchenverfolgungen“.

Weder in der Washingtoner noch in der Londoner Note sind Tatsachen angeführt, die diese Beschuldigungen bestätigen könnten. Derartige Tatsachen existieren nämlich nicht. Die Religionsfreiheit wird ebenso wie alle anderen Menschenrechte, von denen in Artikel 2 der Friedensverträge mit Bulgarien und Ungarn die Rede ist, von den volksdemokratischen Regierungen dieser Länder streng gewahrt. Niemand und nichts in diesen Ländern behindert die Freiheit des Glaubensbekenntnisses und die Freiheit der Ausübung religiöser Riten. Die Weltöffentlichkeit

weiß, daß kein einziger Fall von Beeinträchtigung eines beliebigen Glaubensbekenntnisses in irgendeinem dieser Länder vorgekommen ist. Die uneingeschränkte Religionsfreiheit wird einmütig von allen unvoreingenommenen Beobachtern bezeugt. Selbst die Londoner „Times“, die man wohl am allerwenigsten der Sympathien für die volksdemokratischen Staaten verdächtigen kann, war vor kurzem gezwungen, zuzugeben, daß insbesondere in Ungarn Religionsfreiheit besteht.

In den Noten der amerikanischen und der englischen Regierung wird versucht, die Verurteilung Kardinal Mindszenty und seiner Helfershelfer durch das ungarische Gericht sowie einer Gruppe von Geistlichen der evangelischen Kirche durch das bulgarische Gericht wegen Spionage und staatsfeindlicher Wühlarbeit als Beeinträchtigung der Religionsfreiheit und als Verstoß gegen die Menschenrechte hinzustellen. Selbst ein ganz flüchtiger Einblick in das Wesen der Affäre Mindszenty und des Prozesses der 15 bulgarischen Geistlichen, die sich als Spione betätigten, ergibt, daß diese Verbrecher von London und Washington aus Gründen in Schutz genommen werden, die nichts mit einer Besorgnis um die Sicherstellung der Religionsfreiheit zu tun haben.

Der Budapester Prozeß gegen Mindszenty und seine Helfershelfer fand öffentlich statt; die

Verhandlung tagte im Beisein Dutzender von Zeitungskorrespondenten aus verschiedenen Ländern der Welt, darunter Vertretern der amerikanischen und der englischen Presse, die nicht umhin konnten, zu bezeugen, daß Mindszenty keineswegs wegen religiöser Betätigung verurteilt worden ist. Das Volksgericht in Budapest verurteilte Kardinal Mindszenty dafür, daß er an der Spitze eines unter Beteiligung amerikanischer Diplomaten vorbereiteten Komplotts gegen die Ungarische Republik gestanden hatte, dessen Ziel es war, die Monarchie der Habsburger wiederherzustellen und das ungarische Volk seiner demokratischen Freiheiten und Errungenschaften zu berauben. Mindszenty hat Landesverrat verübt. Er war ein Agent des amerikanischen Nachrichtendienstes, operierte nach dessen Direktiven und lieferte diplomatischen Vertretern der USA in Ungarn Spionageinformationen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Charakters. Es dürfte schwerfallen, diese ganze Tätigkeit als Ausübung eines religiösen Kults zu bezeichnen.

Mindszenty und seine Helfershelfer haben vor Gericht unter der Last unwiderlegbarer Beweise gestanden, daß sie schuldig sind, amerikanische Spione waren, ein monarchistisch-faschistisches Komplott gegen die Republik Ungarn vorbereitet und mit Devisen spekuliert haben.

Ist es nach alledem nicht klar, daß die Regierungen der USA und Englands mit ihren drohenden Noten an Ungarn keineswegs die Religionsfreiheit verteidigen, sondern die Freiheit der Betätigung für ihre Spione, die sich den geistlichen Stand und die Religion als Tarnung für ihre Wühlarbeit und Spionage zunutze machen?!

Das Gesagte bezieht sich auch auf die Gruppe verurteilter Führer der Vereinigten Evangelischen Kirchen Bulgariens. Auch gegen sie wurde in Sofia in aller Öffentlichkeit, im Beisein von Dutzenden Korrespondenten der Auslands presse verhandelt. Vor Gericht wurde bewiesen und dokumentarisch belegt, daß Wassil Sjabkoff und seine Helfershelfer Wasseff, Matejeff u. a. sich keineswegs religiös, sondern in ganz anderer Weise betätigten: Sjabkoff war schon 1932 bezahlter Agent des amerikanischen Nachrichtendienstes, später wurde er daneben auch vom britischen Nachrichtendienst angeworben; Wasseff und Matejeff standen während des zweiten Weltkriegs im Dienste Hitlerdeutschlands, nach dem Kriege aber gingen sie zum amerikanischen Spionagedienst über. Alle Angeklagten benutzten ihre geistliche Würde als Tarnung bei der Sammlung von Spionageinformationen für ihre ausländischen Auftraggeber und betrieben eine Wühlarbeit gegen das volksdemokratische System

Bulgariens, wobei sie eine Wiederherstellung des faschistischen Regimes planten.

Ist es nicht klar, daß auch in diesem Fall die Regierungen der USA und Englands in Bulgarien nicht die Wahrung der Menschenrechte, nicht die Religionsfreiheit durchzusetzen suchen, die in Bulgarien von niemand und durch nichts beeinträchtigt werden, sondern Freiheit und Straflosigkeit für die Sabotagearbeit ihrer Spione?

Wenn man derartige Dinge durchzusetzen sucht, so hat man keine Chancen auf Erfolg. In Wirklichkeit streben die Regierungen Englands und der USA Handlungsfreiheit für die Spione und Sabotageagenten der USA-Monopole an und decken sich dabei durch Berufungen auf Friedensverträge, auf Menschenrechte, Rede-, Presse- und Religionsfreiheit, womit sie nur ihre wahren Absichten tarnen wollen.

Die Regierungen Ungarns und Bulgariens haben die Noten Washingtons und Londons entschieden zurückgewiesen und sie mit Recht als einen neuen Versuch ungesetzlicher Einmischung in die inneren Angelegenheiten der souveränen Staaten Ungarn und Bulgarien bewertet. Diese Einmischung ist um so weniger zulässig, als sie im Grunde einen Versuch darstellt, die Erfüllung einer der Hauptforderungen der Friedensverträge zu vereiteln. Enthalten diese Verträge doch einen Punkt, der den demokratischen Regierungen die Verpflichtung auferlegt, das Bestehen von Organisationen nicht zu dulden, „deren Ziel darin besteht, die Völker ihrer demokratischen Rechte zu berauben“. Wenn also die verbrecherische Tätigkeit der Gruppe Mindszenty und der 15 bulgarischen Geistlichen unterbunden wurde, so entspricht das unmittelbar den Forderungen der Friedensverträge.

Nachdem die regierenden Kreise der USA und Englands diese Abfuhr erhalten hatten, nahmen sie zu einem neuen Manöver ihre Zuflucht. Sie beschlossen, diese Frage vor das Forum der UNO-Vollversammlung zu schleppen. Die Delegierten Boliviens und Australiens brachten den Antrag ein, die Frage „einer Wahrung der grundlegenden Freiheiten und Rechte des Menschen durch Bulgarien und Ungarn“ einschließlich der „religiösen Freiheit und der Bürgerfreiheit“ auf die Tagesordnung zu setzen.

Die Delegierten Boliviens und Australiens konnten die unstreitige Tatsache nicht widerlegen, daß die von ihnen eingebrachten Anträge lediglich innere Angelegenheiten Ungarns und Bulgariens betreffen. Ihre Aufnahme in die Tagesordnung der Vollversammlung ist ungesetzlich und verstößt gegen die UNO-Satzung, in der es unter Artikel 2, Paragraph 7, lautet:

„Diese Satzung gibt der Organisation der Vereinten Nationen in keiner Weise das Recht, sich in Angelegenheiten einzumischen, die im Grunde zur inneren Kompetenz eines beliebigen Staates gehören, und verlangt von den Mitgliedern der Organisation der Vereinten Nationen nicht, daß sie solche Angelegenheiten zur Regelung im Rahmen dieser Satzung einbringen.“

Dennoch wurde der Antrag mit Unterstützung der amerikanischen und englischen Vertreter, ungeachtet der begründeten Proteste des sowjetischen und des polnischen Delegierten, in dem Hauptausschuß durchgedrückt. Es wird also der ungesetzliche Versuch gemacht, sich durch die UNO in die inneren Angelegenheiten der volksdemokratischen Staaten einzumischen, um amerikanische und englische Spione zu decken und ihnen Handlungsfreiheit zu sichern. Man will die Tribüne der Vollversammlung dazu ausnutzen, Verleumdungen gegen die Länder der Volksdemokratie zu verbreiten und die internationale Atmosphäre zu vergiften.

Es entsteht die Frage, warum die Vertreter Boliviens und Australiens die leidige Mission übernommen haben, als Initiatoren bei der Verwicklung der Vollversammlung in fruchtbare Diskussionen aufzutreten, durch die die Versammlung nur von wichtigen und unaufschließbaren Angelegenheiten abgelenkt wird, die vom Standpunkt der Weltsicherheit von großer Bedeutung sind. Ist es doch allgemein bekannt, daß die Regierungen dieser beiden Länder keine Vorkämpfer für die Menschenrechte sind und keinen Kampf gegen Rassen-, Nationalitäten- oder Religionsdiskriminierung führen. In diesen Ländern selbst und in vielen amerikanischen Nachbarländern Boliviens sowie in den Ländern des Britischen

Reiches, zu denen Australien gehört, zeugen tausende himmelschreiende Tatsachen von täglichen größten Verstößen gegen die Menschenrechte und die grundlegenden Freiheiten des Menschen. Über diese Tatsachen regen sich die Delegierten Boliviens und Australiens nicht auf. Das Geschick der in Ungarn und Bulgarien hochgegangenen USA-Spione geht ihnen jedoch äußerst nahe. Warum wohl? Deshalb, weil diese Delegierten in der UNO selbst die Rolle gehorsamer Agenten der USA und Englands, nicht aber die Rolle von Vertretern unabhängiger Staaten spielen. Hiervonzeugt bereit ihre Handlungsweise.

Die über die Aushebung und Liquidierung ihrer Spionennester in den volksdemokratischen Staaten ungehaltenen amerikanischen und englischen Politiker möchten die UNO zu einem Werkzeug ihrer Einmischung in die inneren Angelegenheiten dieser Staaten machen. Mit Hilfe der dem Dollar botmäßigen Mehrheit kann man natürlich provokatorische Fragen in die Tagesordnung der Vollversammlung einschleppen. Aber was kommt dabei heraus? Nichts Gutes für diejenigen, die auch hier die Autorität der UNO missbrauchen.

Weder Bulgarien noch Ungarn werden eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten zulassen. Das Fiasco der Spionage und Wühlarbeit englischer und amerikanischer Diplomaten in Ungarn und Bulgarien bleibt eine Tatsache, an der nicht zu tippen ist. Eine auf die volksdemokratischen Staaten gemünzte Verleumdung aber hört nicht auf, eine Verleumdung zu sein, auch wenn sie von der Tribüne der Vollversammlung verkündet wird. Die Vertreter des Lagers des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus haben sie enthüllt und werden auch künftig jegliche Verleumdung enthüllen.

## Vietnam im Kampf für die Unabhängigkeit

I. PODKOPAJEW

**A**NFANG MÄRZ unterzeichneten die französische Regierung und Exkaiser Bao Dai von Annam das sogenannte französisch-vietnamesische Abkommen. Die regierenden Kreise Frankreichs versuchten, das Dokument als ein „Abkommen über die Unabhängigkeit Vietnams“ hinzustellen. Aber die demokratische Öffentlichkeit Frankreichs entlarvte diesen Schachzug der

französischen Imperialisten mit der Feudalmarionette als neues Manöver gegen das Volk Vietnams, das mit Erfolg für seine Unabhängigkeit einsteht. Tatsächlich war die Tinte im „Abkommen“ noch nicht getrocknet, da nahmen die französischen Truppen ihre Kampfhandlungen gegen die Republik Vietnam wieder auf. Gleichzeitig wurden von Frankreich neue Truppen-

verstärkungen und neues Heeresgut nach Indochina geschickt. Die Zeitung „Le Monde“ meldete am 1. April, die Regierung habe die Absicht, zehn Bataillone, in der Hauptsache Senegaltruppen, zur „Befriedung“ Indochinas zu entsenden.

Gegen die Republik Vietnam wird also zu gleicher Zeit eine Attacke von außen her — durch Kampfhandlungen, und eine andere von innen her — mit Hilfe der Manöver unternommen, die darauf berechnet sind, die Wühlelemente und die Feinde der Republik in Indochina selbst zu mobilisieren. Schon im Mai v. J. wurde unter tätiger Mitwirkung Bao Dais und auf den Ratschlag des bekannten amerikanischen Kundschafters Bullitt in dem von französischen Truppen besetzten republikanischen Gebiet eine marionettenhafte „Zentralregierung“ Vietnams aus einheimischen Feudalherren gebildet. An die Spitze dieser „Regierung“ stellte man Ngujen van Xuan, einen General der französischen Armee, der so sehr von Indochina losgerissen ist, daß er sogar seine Muttersprache verlernt hat.

Xuan versprach seinen Herren, daß Vietnam französische Kolonie bleibt, aber dieser Verpflichtung nachzukommen liegt nicht in seiner Macht. Seine sogenannte Regierung hängt in der Luft. Deshalb haben auch die französischen Minister Boa Dai, der vom USA-Staatsdepartement für diesen Posten empfohlen wurde, zum Oberhaupt des „Reiches Vietnam“ ausgerufen und mit ihm dies neue Gaunerabkommen getroffen, in der Absicht, die demokratische Republik Vietnam von innen her zu untergraben.

Dieser Angriffsplan gegen Vietnam ist als Teil des Gesamtplans anzusehen, den die Imperialisten zur Bekämpfung der nationalen Befreiungsbewegung in den Ländern Asiens und des Stillen Ozeans geschmiedet haben. Ein solcher Plan wird unter der Leitung Washingtons ausgearbeitet, wo man namentlich die Bedeutung der Erfolge in Betracht zieht, die die Partisanenbewegung in den an Vietnam grenzenden Südpolen Chinas erzielt hat.

Wie Pariser Blätter melden, wurde den französischen Truppen die Unterstützung amerikanischer Luftstreitkräfte zugesagt.

Schon mehr als dreieinhalb Jahre dauert der Aggressionskrieg gegen die demokratische Republik Vietnam. Im besetzten Gebiet Vietnams steht eine 120 000 Mann starke Okkupantentruppe. Zu ihr gehören nicht wenig ehemalige Hitleroffiziere, kriminelle Elemente und verschiedenerlei Gesindel. Als Verstärkungen werden farbige Truppen entsandt. Das französische Volk kostet der Kolonialkrieg jährlich 60 Milliarden Franken.

Das Volk Vietnams kämpft erfolgreich gegen diejenigen, die ihm das verhaßte Kolonialregime wieder aufzwingen wollen. Die französischen Kolonialtruppen haben in Vietnam schon mehr als 100 000 Mann an Gefallenen und Verwundeten verloren und eine Riesenmenge Munition verbraucht, sind aber ihrem Ziel um keinen Fingerbreit nähergekommen. Standhaft wehrt die Republik den Ansturm der Feinde ab. Die Regierung Hoschiminh kontrolliert 90 Prozent des Territoriums von Vietnam mit 20 Millionen Einwohnern. Die französischen Truppen dagegen haben ein Territorium mit nicht mehr als 2 Millionen Einwohnern besetzt, obwohl sie einige große Häfen wie Saigon, Haiphong und Hanoi sowie mehrere andere Städte in ihren Händen haben.

Die Regierung Hoschiminh stellt eine breite Koalition der demokratischen Kräfte dar, die die Bauernschaft, die Arbeiterklasse, die Geistesschaffenden und die nationalen Minderheiten einschließt. Die Massenorganisationen, auf die sich die Regierung Vietnams stützt, zählen an die 5 Millionen Mitglieder, d. h. sie umfassen den vierten Teil der Bevölkerung der Republik.

Die Volkskoalition Vietminh steht an der Spitze des demokratischen Lagers, das die Arbeiterklasse, die Bauernschaft, die Geistesschaffenden sowie die kleine und mittlere Bürgerschaft der Städte umfaßt. Die Arbeiter sind in der Arbeitskonföderation Vietnams zusammengeschlossen, die etwa 300 000 Mitglieder zählt und der Weltföderation der Gewerkschaften angehört. Seit Ausrufung der Republik existiert eine demokratische Frauenorganisation Vietnams mit 2 Millionen Mitgliedern, die der Internationalen Demokratischen Frauenföderation angeschlossen ist. Mehr als eine Million Bauern Vietnams sind Mitglieder des Bauernverbands. Außerdem bestehen ein Jugendverband, ein Studentenverband, eine Organisation der Mittelschüler und viele andere Organisationen.

Gestützt auf diese Organisationen, hat die demokratische Regierung Vietnams trotz des Krieges eine Reihe wichtiger sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Umgestaltungen herbeigeführt.

Besonderes Augenmerk schenkt die Regierung der Landwirtschaft, die die Grundlage der Volkswirtschaft Vietnams bildet. Gesetze über Ermäßigung der Pacht und über Neuauftteilung der Gemeindeländereien waren die ersten Schritte zur Lösung des akutesten und wichtigsten Problems, der Bodenfrage.

Alle zur Urbarmachung geeigneten Ländereien, darunter Ödland, wurden vermessen

und unter die Bauern verteilt. Unter den schweren Kriegsverhältnissen wird gegen Hunger und Ruin — die Folgen der fünfjährigen Herrschaft der Japaner und der Vichybehörden — angekämpft. Die Maßnahmen, die die Regierung zur Verbesserung der Bodenbestellung trifft, steuern zur Hebung der Ertragfähigkeit bei. Das Landwirtschaftsministerium gewährt den Armbauern Unterstützung in Form von Darlehen, Zugvieh und Düngemitteln. Im Jahre 1947 erreichte die Anbaufläche in Tonking ihr Vorkriegsausmaß, der Ernteertrag aber überstieg den durchschnittlichen Vorkriegsertrag um 25 Prozent.

In Kotschinchina erreichte die Reisernte im Vorjahr, obwohl nur 70 Prozent der Vorkriegsfläche bestellt waren, den Stand von 1937/38, sie betrug 2,5 Millionen Tonnen. Gegenwärtig ist die ganze Republik ausreichend mit Lebensmitteln versorgt.

Fernerhin wurden Maßnahmen zur Erweiterung der Industrieproduktion — zur Erzeugung von Stoffen, Schuhwerk, Papier u. a. — getroffen. Eine Währungsreform wurde vorgenommen, der Piaster von Vietnam wurde auf den Goldstandard übergeführt und ist nun unabhängig vom französischen Frank. Ende v. J. legte die Regierung eine „Widerstandsanleihe“ auf, deren erfolgreiche Unterbringung dazu beitrug, das Finanzwesen der Republik zu stärken.

Bedeutende Erfolge sind auf dem Gebiet der Kultur und der Volksbildung zu verzeichnen. Die französischen Kolonialbehörden hielten die Völker Indochinas in Rückständigkeit und Unwissenheit. Statt der Schulen wurden Gefängnisse gebaut. Opiumhöhlen und Kneipen wurden eröffnet. Auf dem Internationalen Frauenkongress erinnerte die Vertreterin der Frauen Vietnams, Duong The Haugh, daran, daß es im Jahre 1938 bei einer 25-Millionen-Bevölkerung 120 300 Kneipen, 1703 Opiumhöhlen, aber alles in allem nur 4 Mittelschulen gab.

Welch gewaltige Arbeit hatte die demokratische Regierung zu bewältigen, um den Prozentsatz der Analphabeten in dreieinhalb Jahren von 85 auf 20 zu senken! Gegenwärtig gibt es im Lande 2142 Elementarschulen mit 277 000 Schülern. Vor kurzem wurde eine juristische Hochschule eröffnet, das Land hat zwei medizinische Institute, eine Universität, ein Institut für Sozialwissenschaften und Ökonomie sowie für Literatur. Die Hochschulen bilden Ingenieure, Agronomen, Ärzte, Lehrer und andere Fachkräfte, Erbauer des unabhängigen demokratischen Vietnam, aus.

Der mutige Kampf des Volkes von Vietnam gegen die Kolonialknechtschaft, für seine Unabhängigkeit und sein Recht auf eine demokratische Entwicklung findet bei den demokratischen Kräften der ganzen Welt Sympathie und Unterstützung.

## Internationale Umschau

(Notizen)

### DAS GESETZ DER DSCHUNGELN

Das Organ der amerikanischen Börsianer, „Wall Street Journal“, spricht mit seinen Lesern, den Busineßleuten, freier von der Leber weg als die Monopolpresse, die für den Massenleser bestimmt ist. Als daher dieses Blatt am 5. April in einem redaktionellen Artikel die Unterzeichnung des Nordatlantischen Vertrags und die Eröffnung der Vollversammlung kommentierte, suchte es gar nicht erst wie Acheson und Bevin zu versichern, der Vertrag stärke die UNO und entspreche deren Satzung. „Wall Street Journal“ gab der Situation eine ganz andere Einschätzung, es schrieb von

einem „Triumph des Gesetzes der Dschungeln über die internationale Zusammenarbeit im Weltmaßstab“. Das Blatt fährt fort:

„Denn ungeachtet der ganzen Propaganda macht der Nordatlantikpakt die Prinzipien der UNO in Wirklichkeit zunichte...“

Den Artikel der UNO-Satzung, auf den sich das Staatsdepartement beruft, nennt „Wall Street Journal“ direkt ein „Hintertürchen“ (escape clause), das der Absicht dient,

„dem der UNO innenwohnenden Prinzip internationaler Zusammenarbeit im Weltmaßstab zu entgehen...“

Die Anhänger des Atlantikpakts werden vielleicht Einwände dagegen erheben, daß man ihn als Gesetz der

Dschungeln bezeichnet, aber selbst eine flüchtige Analyse zeigt, daß der Firnis der Zivilisation, der ihn bedeckt, dünn ist. Er verwandelt die militärische Macht in den entscheidenden Faktor der internationalen Beziehungen.“

Das Börsianerblatt gibt zu, daß der Nordatlantische Vertrag ein Ausdruck der Politik „roher Gewalt“ ist, und erklärt:

„Wir beklagen diese Ereignisse nicht... Wir sind der Ansicht, das Prinzip der Dschungeln, das dem Atlantikpakt zugrunde liegt, entspreche der Wirklichkeit besser als das ideal humane Prinzip der UNO.“

So hat das Organ der Finanzmagnaten die Winkezüge der amerikanischen und der englischen Diplomaten bloßgestellt, die bemüht sind, den Nordatlantischen Vertrag durch Berufung auf die UNO-Satzung zu decken.

*Das Gesetz der Dschungeln...* Der Starke frisst den Schwachen. Die große Bestie triumphiert über alle andern Dschungelbewohner. Das Gesetz der Dschungeln regiert die Welt des Kapitalismus. Das Monopol frisst den mittleren und kleinen Unternehmer, es würgt den Farmer. Eine imperialistische Großmacht unterwirft sich die kleinen imperialistischen Räuber und macht sie zu ihrem Werkzeug, sie verschluckt die kleinen Staaten.

Der fett gewordene USA-Imperialismus fühlt sich in den kapitalistischen Dschungeln als der Herr. Um den friedlicheren Dschungelbewohnern Angst einzujagen, stimmt er ein Gebrüll über seine Macht an und tut seinen Appetit kund. Er möchte die ganze Welt verschlingen...

Die USA-Börsianer sind bereit, um ihrer eigenen Profite willen die ganze Welt in den Strudel eines neuen Krieges hineinzustoßen. Ihre Reichtümer sind aus menschlichem Arbeitsschweiß und Blut gemünzt. Tatsächlich, der Firnis der Zivilisation ist bei den Königen der kapitalistischen Dschungeln recht dünn. Sie sagen es auch selbst...

## DIE OFFENHEIT DER GOLDBETRESSTEN

... Nach den Diplomaten wurde den Generälen das Wort zur Verteidigung des Nordatlantischen Vertrags erteilt. Generalleutnant Wedemeyer, stellvertretender Generalstabschef der USA-Armee, hielt in Philadelphia eine Rede; General Bradley tat das gleiche in Neuyork; General Devers, Befehlshaber der Landstreitkräfte der USA, in Atlanta; Generalleutnant Walker, Befehlshaber der 8. amerikanischen Armee, sprach irgendwoher aus Japan im Rundfunk usw. usf.

Die Generale suchten die Sache so darzustellen, als sei der Nordatlantische Vertrag von der eiserne Notwendigkeit und von den Sicherheitsinteressen der USA diktiert. General Bradley teilte außerdem in seiner Rede mit, er habe auf die

übliche Ansprache verzichtet, die er sonst im Zusammenhang mit dem Tag der Armee hält, um auf Bitten des Staatsdepartements die militärische Bedeutung des Nordatlantischen Vertrags zu erläutern. Unter Berufung darauf, daß das „amerikanische Volk es verdient, die aufrichtige Meinung seiner offiziellen Ratgeber zu hören“, verglich General Bradley die militärische Bedeutung des Nordatlantischen Vertrags mit der der Atombombe. Damit kann man sich vielleicht in gewissem Sinne sogar einverstanden erklären, sind doch beides Aggressionswaffen und kann doch keins von beiden im Kriege entscheidende Bedeutung haben.

Die vom Staatsdepartement diktierten Aussprüche der USA-Generale waren wohl nur insofern aufrichtig, als die Generale die militärische Bedeutung des Vertrags hervorhoben und mit dem Säbel rasselten. Ansonsten enthielten die Äußerungen der „Goldbetreßten“ nicht mehr Aufrichtigkeit als die Treugelüde, die die Zivilpolitiker bei Vertragsunterzeichnung am Mikrophon für die Sache des Friedens ablegten.

Will man von aufrichtigen Äußerungen wenigstens eines amerikanischen Generals reden, so verlohnzt es, eine einstige Erklärung General Smedley Butlers zu zitieren. Er diente in der Marine, kam seinen soldatischen Pflichten nach und schrieb, nachdem er seinen Abschied genommen hatte, folgende offenen Worte über seinen Dienst:

„Ich brachte dort“ (in der Marine) „33 Jahre zu und verbrachte in dieser Periode meine Zeit größtenteils damit, ein hochklassiger Muskelmann für das Großkapital, die Wall Street und die Bankiers zu sein. Kurz, ich war ein Erpresser für den Kapitalismus... Ich habe geholfen, dem internationalen Bankhaus Brown Brothers in Nikaragua während der Jahre 1909–1912 den Weg zu ebnen. Ich habe im Jahre 1916 in der Dominikanischen Republik den amerikanischen Zuckergesellschaften geholfen. In China sorgte ich 1927 dafür, daß die Firma Standard Oil ungestört ihren Weg machen konnte.“

Hätten die USA-Generale, die am 5. und 6. April Lobesworte für den Nordatlantischen Vertrag aussprachen, ein Gewissen, und hätten sie wirklich aufrichtig sprechen wollen, so hätten sie gesagt:

„Wir helfen den Monopolen, die nach Weltherrschaft streben, den Weg ebnen. Wir dienen den Kriegsbrandstiftern und preisen aus diesem Grunde den Nordatlantischen Vertrag, dies verbrecherische Abenteuer, das den Frieden und die Welt Sicherheit gefährdet...“

## EIN MISSGLÜCKTER VERSUCH, SPUREN ZU VERWISCHEN

Um die Öffentlichkeit irrezuführen, brachte das norwegische Regierungsorgan „Arbeiterbladet“ anlässlich der Unterzeichnung des Nordatlanti-

schen Vertrags einen Artikel, in dem es schwört, Norwegen hege den leidenschaftlichen Wunsch, die allerbesten Beziehungen zum Sowjetland aufrechtzuerhalten. Sowohl die Regierung als auch der Storting wären, so versichert das Blatt, nie im Leben darauf eingegangen, Norwegen in einen Pakt einzugliedern, der gegenüber dem mächtigen östlichen Nachbarn Norwegens aggressive Ziele verfolge. Das Organ der norwegischen Rechtssozialisten muß zugeben, daß das norwegische Volk den tiefen und aufrichtigen Wunsch hegt, in guten und freundschaftlichen Beziehungen zur Sowjetunion zu stehen.

Von der ganzen langatmigen Erklärung des halbamtlichen norwegischen Blatts entsprechen nur diese Worte der Wahrheit. Zweifellos will das norwegische Volk in guten und freundschaftlichen Beziehungen zur Sowjetunion stehen. Durch Anschluß an den Nordatlantischen Vertrag aber handelt die norwegische Regierung am allerwenigsten im Sinne dieses Wunsches des norwegischen Volkes.

Worauf läuft die Beteiligung Norwegens am Nordatlantischen Vertrag hinaus? Vor allem auf Bereitstellung von Stützpunkten und Flugplätzen für die USA. Seit dem Beschuß des norwegischen Storting, dem Nordatlantischen Vertrag beizutreten, war noch kein Tag vergangen, da begannen amerikanische Blätter bereits eifrig Berechnungen darüber anzustellen, welche norwegischen Stützpunkte und Häfen sofort an die amerikanischen Behörden übergehen müßten, die für die Umrüstung und die sogenannte Stärkung der Sicherheit der westeuropäischen Länder zuständig sind.

Die Redaktion des „Arbeiterblad“ kann über die offenen Absichten, die die USA-Imperialisten an die Einbeziehung Norwegens in das nordatlantische Bündnis knüpfen, kaum in Unkenntnis sein. Die Redaktion des „Arbeiterblad“ weiß natürlich, daß Norwegen die Rolle eines Aufmarschgebiets für eine amerikanische Aggression gegen die Sowjetunion zugewiesen wird.

Die Erläuterungen und Versicherungen des norwegischen Regierungsblattes sind nur ein Versuch, die Spuren der Abenteurerpolitik zu verwischen, durch die das friedliebende norwegische Volk in die aggressiven Pläne der amerikanischen und der englischen Imperialisten hineingezerrt werden soll. So verschlagen „Arbeiterbladet“ auch ist, so sehr es sich auch verstellt, es wird ihm nicht gelingen, die Öffentlichkeit zu hintergehen.

Die Storting-Mehrheit hat für den Anschluß Norwegens an den Nordatlantischen Vertrag gestimmt, Außenminister Lange hat ihn unterzeichnet. Aber das Volk Norwegens hat ebenfalls sein

Wort gesprochen: in diesem kleinen Land haben an die 300 Kundgebungen und Versammlungen stattgefunden, auf denen gegen den Anschluß an den Nordatlantischen Vertrag, gegen die Einbeziehung Norwegens in das gefährliche Spiel der neuen Weltherrschaftsanwärter Protest erhoben wurde.

### WAS SCELBA WILL

Gleich in den ersten Tagen seiner Amtszeit als Innenminister Italiens erwarb sich Signore Scelba den zweifelhaften Ruf eines Henkers und Pogromhelden.

Immerhin hat Scelba, wie auch die anderen Machthaber Italiens, bis zur allerletzten Zeit wenigstens in Worten ein gewisses Dekorum gewahrt, es machte ihm nichts aus, bei Gelegenheit zu beteuern, daß er sehr friedliebend und der Demokratie ergeben sei. Nachdem aber der Wortlaut des Nordatlantischen Vertrags veröffentlicht worden war, entschied Scelba anscheinend, er habe es weiterhin nicht mehr nötig, aus den ihm von Washington übertragenen Aufgaben ein Geheimnis zu machen. Am 3. April, einen Tag vor Unterzeichnung des Vertrags in Washington, hielt er in Siena eine lange Rede, in der er das Aktionsprogramm entwickelte, das sich aus der Beteiligung der italienischen Regierung an diesem Vertrag der Aggression und des Krieges ergibt.

Sinn und Aufgaben des Nordatlantischen Vertrags umriß Scelba in seiner Rede, zum Unterschied von seinen Regierungskollegen, mit polizeilicher Unverblümtheit. Er gab als selbstverständliche Tatsache zu, daß der Vertrag sich gegen die Sowjetunion und die volksdemokratischen Staaten Osteuropas richtet. Es schwebt Scelba bereits vor, daß grade von Italien aus der Feldzug zur Eroberung dieser östlichen Länder seinen Anfang nehmen wird — einer Eroberung, die er pathetisch eine „geistige und moralische“ nennt. Vor Begeisterung überfließend, erklärt Scelba:

„Der Nordatlantische Vertrag gewährleistet seinen Teilnehmern die Hilfe der mächtigsten Reiche, des englischen und des amerikanischen.“

zudem nicht nur für die beabsichtigten Feldzüge im Ausland, sondern auch für einen Feldzug im Lande selbst — gegen die Arbeiterklasse, ihre Gewerkschaften und ihre Vorhut, die Kommunistische Partei Italiens.

Scelba bedrohte die Kommunistische Partei, besonders aber die Gewerkschaften direkt mit physischen Gewaltmaßnahmen und mit der Einsatzung bewaffneter Kräfte.

„Zu diesem Zweck haben wir uns dem Atlantikpakt angeschlossen!“ rief Scelba am Schluß

seiner Rede pathetisch aus und enthüllte damit endgültig den Charakter der Mission, die ihm und seinen in Italien an der Macht befindlichen Helfershelfern von den amerikanischen Auftraggebern übertragen worden ist. Daß es sich aber um eine solche Mission und nichts anderes handelt, wird durch italienische Pressemeldungen bestätigt, aus denen hervorgeht, daß die Regierung im Geiste des von Scelba dargelegten Programms Gesetze ausarbeitet, die sich gegen die Gewerkschaften, gegen die Kommunistische Partei und gegen die demokratische Presse richten. Diese Gesetze unterscheiden sich fast gar nicht von analogen Gesetzen aus Mussolinis Zeiten.

Die Urheber derartiger Gesetzentwürfe ebenso wie ihre Inspiratoren wollen nicht in Betracht ziehen, daß die Zeiten Mussolinis unwiederbringlich vorbei sind. Hieran erinnern ständig die Riesenkundgebungen und -demonstrationen in großen und kleinen Städten und Ortschaften Italiens, auf denen die Volksmassen entschiedenen Protest erheben gegen den Krieg, gegen die Teilnahme an dem aggressiven Nordatlantischen Vertrag, gegen die Einbeziehung Italiens in neue verbrecherische Abenteuer, gegen die Versklavung des Landes durch die englisch-amerikanischen Monopole, gegen die Wiederbelebung des Faschismus. Das Volk tritt ein für den Frieden, für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens, für freundschaftliche Beziehungen zur Sowjetunion.

### EIN UNREINES GEWISSEN

Die dänische Presse schildert mit allen Einzelheiten und in recht dramatischen Ausdrücken, wie bestürzt man am 4. April in den Regierungskreisen Kopenhagens war, als dem Außenministerium die Denkschrift der Sowjetregierung über den Nordatlantischen Vertrag zuging.

Die Denkschrift wurde dem dänischen Ministerium von der Sowjetgesandtschaft nachts zugestellt. Die Ministerialbeamten waren schon aus dem Amt gegangen, der Diensthabende eingeschlafen.

Obwohl der Sekretär der Sowjetgesandtschaft, der die Note überbrachte, den Diensthabenden darüber aufklärte, daß es sich um eine Denkschrift handle, in der die Sowjetregierung ihren Standpunkt zum Nordatlantischen Vertrag darlegt, brachte der Diensthabende in seinem verschlafenen Zustand alles auf die Beine. Er weckte den Geschäftsführer des Außenministeriums. Dieser geriet aus irgendeinem Grunde ebenfalls in Aufregung und weckte den Ministerpräsidenten, der die Obliegenheiten des Außenministers versieht, da dieser zur Unterzeichnung des Nordatlantischen Vertrags nach Washington abgereist war.

Darauf wurden alle übrigen Minister sowie die Befehlshaber aller Waffengattungen aus den Betten geholt. Die dänischen Zeitungen behaupten, man habe schließlich den König in höchsteigener Person geweckt, und für einige Stunden sei angeblich sogar der Ausnahmezustand verhängt worden.

In öffentlichen Kreisen Dänemarks wurde diese Panik weidlich belacht. Alle wußten, daß der Wortlaut dieser Denkschrift der Sowjetregierung schon drei Tage früher, am 1. April, veröffentlicht gewesen war. Ihr Inhalt war den dänischen Ministern selbstverständlich gut bekannt. Man fragt sich, was sie in solche Schrecken versetzt hat.

Offenbar vor allem ihr unreines Gewissen. Die Teilnehmer des Nordatlantischen Vertrags sind der Hysterie zum Opfer gefallen, die sie selbst ausgelöst haben, um vor dem Volk die verbrecherische Politik zu rechtfertigen, durch die Dänemark in den von den USA-Imperialisten formierten aggressiven Block hineingezogen wird.

### SIE SIND GEGEN DIE GLEICHBERECHTIGUNG DER FRAU

Vom 21. März bis zum 4. April fand in Beirut die dritte Tagung des UNO-Ausschusses für die Rechte der Frauen statt. Auf der Tagesordnung standen Fragen, deren positive Lösung von hunderten Millionen werktätiger Frauen der ganzen Welt mit Ungeduld erwartet wird: die politischen Rechte der Frauen, ihre Bürgerrechte und Bildungsmöglichkeiten und schließlich die wirtschaftliche Gleichstellung der Frauen mit den Männern, namentlich in der Arbeitsentlohnung. Eine gerechte Lösung dieser Fragen hätte dazu beigetragen, der himmelschreienden Zurücksetzung der Frauen in den kapitalistischen Ländern ein Ende zu bereiten.

So paradox das auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so waren fast alle Tagungsteilnehmerinnen gegen eine Verbesserung der Lage der Frauen! Von den 15 Delegationen trat als einzige die Sowjetdelegation konsequent und unbeirrt für die Rechte und Interessen der weiblichen Bevölkerung des Erdballs ein.

Durch die Reden Jelisaweta Popowas, der Führerin der Sowjetdelegation, veranlaßt, kamen Frauen des Libanon in den Sitzungssaal. Auf den Plätzen, die dem Publikum eingeräumt waren, hörte man warme Worte der Billigung für die Sowjetdelegation und ihre Anträge. Das ist nur natürlich, wird doch in diesen Anträgen gefordert, daß den Frauen uneingeschränkte politische Rechte, Bürgerrechte und Vermögensrechte ein-

Zum 81. Geburtstag A. M. Gorkis

**MAXIM GORKI**

**MIT WEM SEID IHR,  
„MEISTER DER KULTUR“?**

AUSGEWÄHLTE AUFSÄTZE

BEILAGE ZUR „NEUEN ZEIT“  
Nr. 16 vom 13. April 1949

## INHALT

Mit wem seid ihr „Meister der Kultur“? . . . . .	1
Antwort auf den Fragebogen einer amerikanischen Zeitschrift	12
Die Stadt des Gelben Teufels . . . . .	13
Einer der Könige der Republik . . . . .	19
Ein Priester der Moral . . . . .	26
Das Königreich der Langenweile . . . . .	32

# Mit wem seid ihr, „Meister der Kultur“?

*Antwort an amerikanische Korrespondenten*

Sie schreiben:

„Sie werden sich wahrscheinlich sehr wundern, daß Ihnen unbekannte Leute von jenseits des Ozeans dieses Schreiben schicken.“

Nein, Ihr Brief hat mich nicht gewundert, solche Briefe sind für mich nichts Seltenes, und Sie irren, wenn Sie Ihr Schreiben „originell“ nennen — in den letzten zwei, drei Jahren sind die Alarmrufe der Intellektuellen etwas Gewohntes geworden. Das ist natürlich, denn die Arbeit der Intelligenz lief vor allem immer darauf hinaus, der Bourgeoisie das Leben zu verschönern, die Reichen in den banalen Kümmernissen ihres Lebens zu trösten. Die Amme der Kapitalisten, die Intelligenz, beschäftigte sich zum größten Teil damit, die längst abgetragene und schmutzige, mit dem Blut des werktätigen Volkes über und über besudelte philosophische und kirchliche Gewandung der Bourgeoisie eifrig mit weißem Garn zu stopfen. Die Intelligenz setzt diese schwere, doch nicht sehr rühmliche und dabei durchaus fruchtlose Arbeit auch heute fort. Sie legt dabei eine fast prophetische Voraussicht der Ereignisse an den Tag. So hat z. B. der Deutsche Spengler in seinem Buch „Mensch und Technik“, noch bevor die japanischen Imperialisten zur Aufteilung Chinas schritten, erklärt, die Europäer hätten im 19. Jahrhundert einen kolossalen Fehler begangen, indem sie den „farbigen Rassen“ ihre Kenntnisse und ihre technische Erfahrung übermittelten. Spengler wird darin von Ihrem, dem amerikanischen Historiker Hendrik Van Loon unterstützt, der gleichfalls die Ausrüstung der schwarzen und gelben Völker mit der Erfahrung der europäischen Kultur für einen der „sieben verhängnisvollen historischen Fehler“ hält, die die europäische Bourgeoisie begangen haben soll.

Nun, wir sehen, daß man diesen Fehler gutmachen will: die Kapitalisten Europas und der USA versorgen die Japaner und Chinesen mit Geld und Waffen, sie helfen ihnen, sich gegenseitig auszurotten, und entsenden gleichzeitig ihre Flotten nach dem Osten, um in dem für sie günstigsten Augenblick dem japanischen Imperialismus ihre dräuend gepanzerte Faust zu zeigen und gemeinsam mit dem beherzten Hasen zur Teilung des Fells des erlegten Bären zu schreiten. Ich persönlich bin jedoch der Ansicht, daß der Bär nicht erlegt werden wird, weil die Spengler, Van Loon

und die anderen ihnen ähnlichen Tröster der Bourgeoisie, die sehr viel über Gefahren räsonieren, die der europäisch-amerikanischen „Kultur“ drohen, einiges zu erwähnen vergessen. Sie vergessen, daß die Inder, Chinesen, Japaner, Neger nicht etwas sozial Einheitliches, Homogenes darstellen, sondern in Klassen gespalten sind. Sie vergessen ferner, daß gegen das Gift der eigennützigen Ideologie der europäischen und amerikanischen Spießer ein Gegengift in Gestalt der Lehre von Marx und Lenin ausgearbeitet wurde, das seine gesunde Wirkung ausübt. Übrigens ist es möglich, daß sie dies gar nicht vergessen, sondern nur aus taktischen Gründen verschweigen, und daß ihr Geschrei über den Untergang der europäischen Kultur auf die Erkenntnis der Wirkungslosigkeit ihres Gifts und der Wirksamkeit des Gegengifts zurückzuführen ist.

Immer größer wird die Zahl derjenigen, die über den Untergang der Zivilisation zettern, immer lauter ertönt ihr Geschrei. Vor etwa drei Monaten ließ sich in Frankreich der ehemalige Minister Caillaux vor aller Welt darüber aus, daß die Zivilisation ins Wanken geraten sei.

Er rief:

„Die Welt erlebt eine Tragödie des Überflusses und des Mißtrauens. Ist es etwa keine Tragödie, daß man den Weizen verbrennen und Säcke voll Kaffee ins Wasser werfen muß, während Millionen Menschen hungern? Was das Mißtrauen anbelangt, so hat es schon genug Unheil angerichtet. Es hat den Krieg herbeigeführt und Friedensverträge diktiert, die nur gutgemacht werden können, wenn dieses Mißtrauen verschwindet. Wenn es nicht gelingt, das Vertrauen wiederherzustellen, so ist die ganze Zivilisation bedroht, da die Völker in Versuchung kommen könnten, das Wirtschaftssystem, dem sie alles Unglück zuschreiben, zu stürzen.“

Um von möglichem Vertrauen unter den Räubern sprechen zu können, die in unseren Tagen einander so offen ihre Klauen und Zähne zeigen, muß man entweder ein abgefeimter Heuchler oder ein äußerst naiver Mensch sein. Wenn man aber unter „Volk“ das werktätige Volk versteht, so wird jeder ehrliche Mensch zugeben müssen, daß die Arbeiter ihre Nöte, mit denen das

kapitalistische System sie dafür belohnt, daß sie Werte schaffen, ganz mit Recht der Idiotie dieses Systems „zuschreiben“. Die Proletarier sehen immer deutlicher, daß die moderne bürgerliche Wirklichkeit mit erschreckender Genauigkeit die Worte von Marx und Engels im „Manifest der Kommunistischen Partei“ bestätigt:

„Die Bourgeoisie ... ist unfähig zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft.“

Caillaux ist einer von jenen Hunderten kläglicher Greise, die immer noch nachweisen wollen, daß ihre bürgerliche Idiotie eine der Menschheit für immer gegebene Weisheit sei, daß die Menschheit niemals etwas Besseres ersinnen könne, niemals über sie hinausgelangen, niemals eine höhere Stufe erreichen werde. Es ist aber noch nicht sehr lange her, da stützten sich die Tröster der Bourgeoisie auf ihre Wissenschaft, um die unerschütterliche wirtschaftliche Weisheit der Bourgeoisie zu beweisen.

Jetzt lassen sie die Wissenschaft aus ihrem infamen Spiel. Am 23. Februar führte derselbe Caillaux in Paris, Spengler folgend, vor gewesenen Ministern wie Pawel Miljukow und überhaupt vor gewesenen Leuten aus:

„Die Technik schafft in vielen Fällen Erwerbslosigkeit, sie verwandelt die Löhne der entlassenen Arbeiter in zusätzliche Dividende der Aktionäre. Eine ‚gewissenlose‘, von keinem ‚Gewissen‘ erwärmede Wissenschaft gereicht den Menschen zum Schaden. Sie müssen die Wissenschaft zügeln. Die gegenwärtige Krise ist eine Niederlage der menschlichen Vernunft. Für die Wissenschaft gibt es manchmal kein größeres Unglück als einen großen Mann. Er stellt theoretische Prinzipien auf, die für die gegebene Epoche, in der sie aufgestellt werden, Sinn und Bedeutung haben. Sie sind richtig, wie z. B. die von Karl Marx, für das Jahr 1848 oder 1870, aber vollkommen falsch für das Jahr 1932. Würde Marx heute leben, so würde er anders schreiben.“

Mit diesen Worten erkennt der Bourgeois an, daß die Vernunft seiner Klasse ohnmächtig und bankrott ist. Er rät, „die Wissenschaft zu zügeln“, wobei er vergißt, wieviel Kraft die Wissenschaft seiner Klasse verliehen hat bei der Festigung ihrer Macht über die Welt der Werkältigen. Was heißt „die Wissenschaft zu zügeln?“ Ihr die Forschungsfreiheit nehmen? Einst kämpfte die Bourgeoisie

äußerst kühn und erfolgreich gegen die Anschläge der Kirche für die Freiheit der Wissenschaft. In unseren Tagen wird die bürgerliche Philosophie allmählich zu dem, was sie in den finstersten Zeiten des Mittelalters war — zur Dienerin der Theologie. Caillaux hat recht, wenn er sagt, daß Europa die Rückkehr zur Barbarei droht, wie dies Marx vorausgesagt hat, dessen Lehre er nicht kennt. Ja, es ist völlig unbestreitbar, die Bourgeoisie Europas und Amerikas, die Herrscherin der Welt, wird von Jahr zu Jahr unwissender und geistig ohnmächtiger und barbarischer. Und das begreift sie schon selbst — wie Ihr Beispiel beweist.

Der Gedanke an die mögliche Rückkehr zu einer Epoche der Barbarei ist der „modischste“ Gedanke der heutigen Bourgeoisie. Die Spengler, Caillaux und ähnliche „Denker“ bringen damit die Stimmung tausender Spießer zum Ausdruck. Diese Erregung entspringt dem Vorgefühl des Klassenuntergangs, entspringt dem Wachstum des revolutionären Rechtsbewußtseins der Arbeitermassen in der ganzen Welt. Die Bourgeoisie möchte an den Prozeß der kulturrevolutionären Entwicklung des arbeitenden Volkes nicht glauben, doch sie sieht und fühlt ihn. Dieser Prozeß ist allumfassend, er ist glänzend gerechtfertigt. Er ist die logisch unausbleibliche Fortentwicklung der ganzen Arbeitserfahrung der Menschheit, einer Erfahrung, von der die Historiker der Bourgeoisie so lehrreich berichten. Da aber die Geschichte ebenfalls eine Wissenschaft ist, muß auch sie „gezügelt“ werden, oder noch einfacher, man muß vergessen, daß sie existiert. Das rät der französische Dichter und Akademiker Paul Valéry in seinem Buch „Betrachtungen über die moderne Welt (RéARDS sur le monde actuel). Mit vollem Ernst beschuldigt er gerade die Geschichte, die Not der Völker verursacht zu haben. Er erklärt, die Geschichte lasse durch ihr Erinnern an die Vergangenheit fruchtbare Träume aufkommen und raube den Menschen die Ruhe. Die Menschen — das ist natürlich die Bourgeoisie. Wahrscheinlich ist Paul Valéry außerstande, auf Erden andere Menschen zu entdecken. Folgendes schreibt er über die Geschichte, auf die die Bourgeoisie noch vor kurzem so stolz war und die sie mit so viel Kunst schilderte:

„Die Geschichte ist das gefährlichste Produkt, das die Chemie des Intellekts ausgearbeitet hat... Sie erweckt Träume, sie berauscht die Völker, sie ruft in ihnen falsche Erinnerungen wach, übersteigert ihre Reflexe, sie öffnet ihre alten Wunden, peinigt sie in ihrer Ruhe und führt sie zum Größenwahn oder zum Verfolgungswahn.“

In seiner Eigenschaft als Tröster ist Valéry, wie man sieht, äußerst radikal. Er weiß: die Bourgeoisie will ihre Ruhe haben, um ihres ruhigen Lebens

willen hält sie sich für berechtigt, Dutzende Millionen Menschen zu vernichten. Die Bourgeoisie kann natürlich mit Leichtigkeit Zehntausende von Büchern vernichten, denn, wie alles in der Welt, sind auch die Bibliotheken in ihren Händen. Die Geschichte stört das ruhige Leben? Nieder mit der Geschichte! Alle Werke über Geschichte sind aus dem Verkehr zu ziehen! Geschichte darf in den Schulen nicht gelehrt werden! Das Studium der Vergangenheit ist für sozialgefährlich und sogar verbrecherisch zu erklären! Leute, die sich mit Geschichte befassen wollen, sind als anormal zu betrachten und auf unbewohnte Inseln zu deportieren!

Ruhe ist die Hauptsache! Ihr gilt auch die Sorge aller Tröster der Bourgeoisie. Doch zur Herstellung der Ruhe ist — wie Caillaux sagt — das gegenseitige Vertrauen unter den kapitalistischen Räubern der einzelnen Länder notwendig, und um das Vertrauen herzustellen, müssen die Tore des fremden Hauses, z.B. die Tore Chinas, weit geöffnet sein für den Einbruch aller Räuber und aller Krämer Europas; die Krämer und Räuber Japans aber wollen die Tore des fremden Hauses für alle, außer für sich selbst, schließen; sie tun das, weil China in geringerer Entfernung von ihnen liegt als von Europa und weil es für sie bequemer ist, die Chinesen auszulöndern als die Inder, die auszulöndern die englischen „Gentlemen“ gewohnt sind. Infolge des Wettplünderns entstehen Gegensätze, die die Gefahr eines neuen Weltgemetzeis in sich bergen. Zudem ist, nach den Worten der Pariser Zeitschrift „Gringoire“, „... das Russische Reich für Europa als normaler und gesunder Markt verloren“. „Gringoire“ erblickt darin die „Quelle des Übels“ und besteht zusammen mit vielen Journalisten, Politikern, Bischöfen, Lords, Abenteurern und Gaunern auf der Notwendigkeit einer gesamteuropäischen Intervention gegen die Sowjetunion. Weiter: in Europa wächst andauernd die Arbeitslosigkeit, es wächst auch das revolutionäre Rechtsbewußtsein des Proletariats. Schließlich gibt es für die Herstellung der „Ruhe“ sehr wenig Möglichkeiten und womöglich für sie überhaupt keinen Platz. Ich bin aber kein Optimist, und da ich weiß, daß der Zynismus der Bourgeoisie grenzenlos ist, sehe ich eine Möglichkeit, wie es die Bourgeoisie versuchen könnte, sich den Platz für ein ruhiges Leben freizumachen. Auf diese Möglichkeit wies am 19. Februar der rassenfascistische Abgeordnete Berger in Köln hin, der in einer Rede sagte:

„Wenn nach Hitlers Machtergreifung die Franzosen versuchen sollten, deutsches Territorium zu okkupieren, dann werden wir alle Juden abschlachten.“

Von der Erklärung Bergers in Kenntnis gesetzt, verbot die preußische Regierung ihm weiteres

öffentliches Auftreten. Das Verbot rief im Hitlerlager Empörung hervor. Eine Zeitung der Rassenhasser schrieb:

„Berger kann nicht beschuldigt werden, zu ungesetzlichen Handlungen aufgefordert zu haben, denn wir werden die Juden auf Grund eines Gesetzes abschlachten, das nach unserer Machtergreifung eingeführt wird.“

Derartige Erklärungen darf man nicht als Scherz, nicht als einen deutschen „Witz“ ansehen; die europäische Bourgeoisie ist in ihrer jetzigen Geistesverfassung durchaus imstande, „ein Gesetz einzuführen“, wonach nicht nur alle Juden ausgerottet werden sollen, sondern auch alle Menschen, die anders denken als sie selbst, insbesondere alle jene, die im Widerspruch mit den unmenschlichen Interessen der Bourgeoisie handeln.

\* \* \*

Eingeschlossen in diesen „Zauberkreis“, büßen die intellektuellen Tröster allmählich ihre Meisterschaft als Tröster ein und bedürfen nun schon selbst des Trostes. Sie wenden sich sogar an jene Leute um Trost, die grundsätzlich keine Almosen geben, weil Almosen das Anrecht auf Almosen bestätigen würden. Ihr vorzüglichstes Talent, die Fähigkeit, „schön zu lügen“, vermag den schmutzigen Zynismus der bürgerlichen Wirklichkeit nicht mehr zu verdecken. Einige von diesen Intellektuellen beginnen zu fühlen, daß es nicht nur fruchtlos ist, sondern bereits für die Tröster selbst gefährlich wird, Leute zu zerstreuen und zu trösten, die die Ausräuberung der Welt müde gemacht hat, die über den immer entschiedeneren Widerstand des Proletariats gegen ihre niedrigrächtigen Ziele besorgt sind, Leute, bei denen die unbändige Gier nach Profit den Charakter der Tollwut und die Formen sozialen Zerstörungswahns angenommen hat.

Man könnte auch auf das Verbrecherische der Tröstung verärgerter Räuber und Mörder hinweisen, aber ich weiß, daß dies niemanden rühren würde, denn das ist Moral, etwas, das als überflüssig aus dem Leben gestrichen wurde. Viel wesentlicher ist es, auf die Tatsache hinzuweisen, daß der intellektuelle Tröster unter den Verhältnissen der Gegenwart zu jenem „Dritten“ wird, dessen Daseinsberechtigung von der Logik bestritten wird.

Ist er, ein Abkömmling der Bourgeoisie, seiner sozialen Lage nach ein Proletarier, so scheint er zu verstehen, welch erniedrigenden, tragischen Charakter sein Dienst an einer Klasse trägt, die dem Untergang geweiht ist, den sie ebenso verdient hat, wie der berufsmäßige Bandit und Mörder. Er beginnt dies zu verstehen, weil die Bourgeoisie seiner Dienste nicht mehr bedarf.

Immer öfter hört er, wie Personen aus seinem Kreise, die der Bourgeoisie gefällig sind, von einer Überproduktion an Intellektuellen plärren. Er sieht, daß der Bourgeois sich um „Trost“ nicht an die Philosophen und „Denker“ wendet, sondern lieber an Scharlatane, die die Zukunft „prophetezen“. Die Zeitungen Europas sind voll von den Annoncen der Chiromanten, Astrologen, die Horoskope stellen, der Fakire, Hellseher, Graphologen, Spiritisten und anderer Gaukler, die noch unwissender sind als die Bourgeoisie selbst. Photographie und Film töten die Kunst des Malers, die Künstler täuschen, um nicht Hungers zu sterben, ihre Bilder gegen Kartoffeln, Brot und die abgetragenen Kleider des Spießers ein. In einer Pariser Zeitung wurde folgende heitere Notiz veröffentlicht:

„Die Not unter den Berliner Künstlern ist groß, und kein Hoffnungsstrahl zeigt sich. Man spricht von organisierter Selbsthilfe der Künstler, aber welche Hilfe können Leute für einander organisieren, die kein Einkommen und auch keine Hoffnung auf ein Einkommen haben? Daher wurde in Berliner Künstlerkreisen eine originelle Idee der Künstlerin Annot Jakobi mit Beifall aufgenommen, die einen Warenaustausch vorschlägt. Mögen die Kohlenhändler den Künstlern im Austausch gegen Bilder und Skulpturen Kohle liefern. Die Zeiten werden sich ändern, und die Kohlenhändler werden den Tausch nicht zu bereuen haben. Mögen die Zahnärzte die Künstler behandeln. Ein gutes Bild wird das Empfangszimmer eines Arztes immer zieren. Die Schlächter und Milchhändler sollten die Gelegenheit wahrnehmen, ein gutes Werk zu tun, und zugleich ohne Geldausgaben echte Kunstgegenstände erwerben. Für die Entwicklung und Ausführung der Idee von Annot Jakobi wurde in Berlin ein eigenes Büro eröffnet.“

Die Zeitung, die von diesem Warenaustausch berichtet, verschweigt, daß er auch in Paris besteht.

Der Film vernichtet allmählich die hohe Kunst des Theaters. Es lohnt sich nicht, über den zerstörenden Einfluß des bürgerlichen Films zu sprechen, das ist vollkommen klar. Nachdem er alle Themen der Sentimentalität erschöpft hat, beginnt er nun, die körperliche Entartung vorzudemonstrieren.

„Im Studio der Metro-Goldwyn-Mayer in Hollywood versammelte sich eine originelle Truppe zur Arbeit an dem Film ‚Grillen‘. Zu der Truppe gehörten Ku-Ku, das Vogelmädchen, die einem Storch sehr ähnlich sieht; P. Robinson, der Skelettmensch; Martha, das mit einer Hand geborene Mädchen, eine geschickte Meisterin im Spitzenhäkeln mit den Füßen. Im

Studio trafen ein: Frau Schilze, ‚Stecknadelkopf‘ genannt, eine Frau mit normalem Körper, aber außerordentlich kleinem Kopf, so daß sie einer Stecknadel ähnlich sieht; Olga, eine Frau mit Vollbart; Josephine Joseph, halb Weib, halb Mann; die siamesischen Zwillinge Hilton, ferner Zwerge und Liliputaner.“

Die Barnay, Possart, Mounet-Sully und anderen Schauspieler dieser Art sind überflüssig geworden; sie werden durch die Fairbanks, Harold Lloyd und verwandte Gaukler, mit dem eintönig-sentimentalen und trostlosen Charlie Chaplin an der Spitze, ersetzt, ebenso wie die Musik der Klassiker durch den Jazz, wie Stendhal, Balzac, Dickens, Flaubert durch die verschiedenen Wallace ersetzt werden, durch Leute, die erzählen, wie der Detektiv, der den Besitz der großen Räuber und der Veranstalter von Massenmorden schützt, die kleinen Diebe und Mörder faßt. Auf dem Gebiet der Kunst genügen der Bourgeoisie vollkommen Sammlungen von Briefmarken und von Straßenbahnhafarkarten, bestenfalls sammelt sie Kopien alter Meisterwerke. Auf dem Gebiet der Wissenschaft interessiert sich die Bourgeoisie für die Mittel und Methoden zur günstigsten und billigsten Ausbeutung der physischen Kräfte der Arbeiterklasse; die Wissenschaft existiert für den Bourgeois nur, soweit sie es vermag, den Zielen seiner Bereicherung zu dienen, die Tätigkeit seiner Magen- und Darmsphäre zu regulieren und seine perverse geschlechtliche Potenz zu steigern. Die Grundaufgaben der Wissenschaft — die geistige Entwicklung und körperliche Gesundung der Menschheit, die durch das Joch des Kapitalismus von Kräften kam, die Verwandlung der inerten Materie in Energie, die Enträtselung von Aufbau und Wachstum des menschlichen Organismus — gehen der Bourgeoisie über den Verstand, all das interessiert den modernen Bourgeois ebensowenig wie einen Wilden in Zentralafrika.

Einige Intellektuelle, die all dieses sehen, beginnen zu begreifen, daß das „Kulturschaffen“, das sie als ihr Werk, als Ergebnis ihres „freien Denkens“ und ihres „unabhängigen Wollens“ betrachten, — nicht mehr ihr Werk ist und daß Kultur keine innere Notwendigkeit der kapitalistischen Welt darstellt. Die Ereignisse in China haben ihnen die Zerstörung der Universität und Bibliothek von Löwen im Jahre 1914 in Erinnerung gebracht, der gestrige Tag brachte Nachrichten über die Zerstörung der Tungtsi-Universität, des Marine-College, der Fischereischule, der National-Universität, des medizinischen College, des landwirtschaftlichen und des technischen College sowie der Arbeiteruniversität in Schanghai durch die japanischen Kanonen. Dieser Akt der Barbarei empört niemand, wie sich auch niemand über die

Einschränkung der Ausgaben für kulturelle Zwecke und das gleichzeitige unaufhörliche Wachstum der Rüstungen aufregt.

Selbstverständlich fühlt aber nur ein gewisser und geringer Teil der europäischen und amerikanischen Intelligenz die Unvermeidlichkeit ihrer Unterordnung unter das „Gesetz des ausgeschlossenen Dritten“ und denkt darüber nach, wohin er sich wenden soll. Soll er nach alter Gewohnheit mit der Bourgeoisie gegen das Proletariat oder nach seinem Gewissen mit dem Proletariat gegen die Bourgeoisie gehen? Die Mehrheit der Intellektuellen begnügt sich weiter mit dem Dienst am Kapitalismus, seinem Herrn, der die Kautschukmoral seines Dieners und Trösters erkannt hat, die Ohnmacht und Fruchtlosigkeit seiner Versöhnungsarbeit klar sieht und nun seinen Diener und Tröster offen zu verachten und an der Notwendigkeit seiner Existenz zu zweifeln beginnt.

Oft erhalte ich Briefe von Leuten, die Spezialisten im Trösten von Spießern sind; ich führe einen dieser Briefe hier an, den ich von Herrn Sven Elverstad erhalten habe:

„Sehr geehrter Herr Gorki!

Ungeheure Verwirrung, die an Verzweiflung grenzt, herrscht jetzt in der ganzen Welt, hervorgerufen durch die schreckliche Wirtschaftskrise, die alle Länder der Welt erschüttert. Diese Welttragödie hat mich veranlaßt, in den Spalten der verbreitetsten norwegischen Zeitung „Tidens Tagn“ eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, die das Ziel verfolgen, den Mut zu heben und den Millionen Opfern der furchtbaren Katastrophe Hoffnung einzuflößen. Bei der Verfolgung dieses Ziels hielt ich es für nötig, mich an Vertreter der Literatur, Kunst, Wissenschaft und Politik zu wenden, mit der Bitte, ihre Meinung über die tragische Lage der Völker in den letzten zwei Jahren mitzuteilen. Vor jedem Bürger eines beliebigen Staates erhebt sich die Frage: Soll er den schweren Schlägen eines harten Schicksals erliegen oder in der Hoffnung auf eine glückliche Lösung der Krise weiterkämpfen? Diese Hoffnung auf einen günstigen Ausweg aus der jetzigen Finsternis braucht jeder, sie wird als helle Flamme in jeder Seele aufleuchten beim Lesen der optimistischen Meinung von Leuten, deren Worte man gewohnt ist zu beachten. Daher gestatte ich mir, Sie zu bitten, mir Ihr Urteil über die jetzige Lage mitzuteilen. Dieses Urteil braucht nicht länger als drei, vier Zeilen zu sein, doch wird es zweifellos viele, viele Menschen vor der Verzweiflung retten und ihnen Kraft geben, mutig in die Zukunft zu blicken.

Hochachtungsvoll

Sven Elverstad.“

Es gibt nicht wenige Menschen, wie der Verfasser dieses Briefes, Menschen, die den naiven Glauben an die Heilkraft von „drei, vier Zeilen“, an die Kraft von Phrasen noch nicht verloren haben. Solcher Leute gibt es nicht wenig. Ihr Glaube ist so naiv, daß er kaum noch aufrichtig sein kann. Zwei, drei Phrasen, oder zweihundert, dreihundert Phrasen werden der altersschwachen Welt der Bourgeoisie keinen Atem mehr einblasen. In allen Parlamenten der Welt und im Völkerbund werden Tag für Tag tausende Phrasen hinausgeschmettert, sie trösten niemand, sie beruhigen niemand, sie geben niemand die Hoffnung darauf, daß die elementar wachsende Krise der bürgerlichen Zivilisation aufgehalten werden kann. Ehemalige Minister und sonstige Müßiggänger, die dem Spießertum zureden, die Wissenschaft zu „zügeln“, zu „disziplinieren“, reisen von Stadt zu Stadt; das Geschwätz dieser Leute wird sofort von den Journalisten aufgegriffen, von Leuten, denen „alles egal, alles längst übergeworden ist“, und einer dieser Männer, Emil Ludwig, hat in der ernsten Zeitung „Daily Express“ den Rat ausgesprochen, „die Spezialisten zum Teufel zu jagen“. Diesen ganzen platten Unsinn hört und liest das Spießertum und zieht daraus seine Schlüsse. Und wenn das Spießertum Europas es für notwendig hält, die Universitäten zu schließen, so ist daran nichts Verwunderliches. Übrigens kann es sich auf die Tatsache berufen, daß in Deutschland jährlich 6000 Posten für Leute mit Universitätsdiplom frei werden, während die Hochschulen Deutschlands jährlich 40 000 Absolventen entlassen.

Bürger D. Smith und T. Morrison, Sie irren sich, wenn Sie der bürgerlichen Literatur und Journalistik die Rolle des „Organisators der Kulturmeinungen“ zuschreiben; dieser „Organisator“ ist eine Schmarotzerpflanze, die bestrebt ist, das schmutzige Chaos der Wirklichkeit zu überwuchern, es aber weniger erfolgreich zustande bringt, als z.B. Efeu und Unkraut den Müll und Schutt einer Ruine verdecken. Bürger, Sie kennen schlecht die kulturelle Bedeutung Ihrer Presse, die einstimmig behauptet, daß „der Amerikaner vor allem Amerikaner“ und erst dann Mensch sei. Die Presse der Rassenhetzer Deutschlands lehrt ihrerseits, daß der Rassenhetzer vor allem Arier sei, dann erst Arzt, Geologe, Philosoph; die Journalisten Frankreichs beweisen, daß der Franzose vor allem Sieger sei und daher stärker als alle anderen gerüstet sein müsse — natürlich handelt es sich nicht etwa um geistige Kistung, sondern nur um die Faust.

Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß die Presse Europas und Amerikas sich eifrig und fast ausschließlich mit der Senkung des Kulturniveaus ihrer Leser befäßt, eines Niveaus, das auch ohne ihr Hinzutun schon niedrig genug

ist. Die Journalisten, die den Interessen der Kapitalisten, ihrer Brotherren, dienen und es wunderbar verstehen, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen, diese Journalisten machen es sich nicht zum Ziel, das Schwein zu bändigen, obwohl sie natürlich sehen, daß das Schwein toll und rasend geworden ist.

Sie schreiben: „Mit tiefem Schmerz fühlten wir in Europa, daß uns die Europäer hassen.“ Das ist sehr „subjektiv“, und der Subjektivismus, der es Ihnen gestattete, ein gewisses Detail zu bemerken, hat Ihnen das Allgemeine verhüllt: Sie haben nicht bemerkt, daß die ganze Bourgeoisie Europas in der Atmosphäre gegenseitigen Hasses lebt. Die ausgeplünderten Deutschen hassen Frankreich, das an Goldverfehlung erstickt und seinerseits die Engländer haßt, ebenso wie die Italiener die Franzosen hassen, während die gesamte Bourgeoisie einmütig die Sowjetunion haßt. 300 Millionen Inder sind voller Haß gegen die englischen Lords und Krämer, 450 Millionen Chinesen hassen die Japaner und alle Europäer, die gewöhnt sind, China auszuplündern, aber auch bereit sind, gegen Japan in Haß zu entbrennen, weil es die Plünderung Chinas für sein ausschließliches Recht hält. Das ist der Haß aller gegen alle, er breitet sich aus, verstärkt sich immer mehr und wird immer erbitterter, er schwollt unter der Bourgeoisie an wie eine Eiterblase und wird natürlich platzen; möglicherweise werden dann wieder Ströme von Blut, vom besten, gesündesten Blut der Völker der ganzen Welt fließen. Außer Millionen gesündester Menschen wird der Krieg eine ungeheure Menge von Werten vernichten und von Rohstoffen, aus denen Werte geschaffen werden, und all das wird zur Verarmung der Menschheit an Gesundheit, Metall und Brennstoffen führen. Selbstverständlich wird der Krieg den Haß zwischen den nationalen Gruppen der Bourgeoisie nicht aufheben. Sie glauben, daß Sie „imstande sind, der allgemein menschlichen Kultur zu dienen“, daß Sie „verpflichtet sind, diese gegen ihre Herabwürdigung zur Barbarei zu verteidigen“. Das ist sehr schön. Stellen Sie sich aber die einfache Frage: Was können Sie heute und morgen zur Verteidigung dieser Kultur tun, die, nebenbei bemerkt, bisher noch niemals eine „allgemeinmenschliche“ war und keine solche sein kann, solange die national-kapitalistischen staatlichen Organisationen bestehen, die sich vor dem werktätigen Volk absolut nicht zu verantworten haben und die Völker gegeneinanderhetzen?

Fragen Sie sich doch einmal, was Sie den Tatsachen, die die Kultur zerstören, entgegensetzen können — der Arbeitslosigkeit, der Entkräftigung der Arbeiterklasse durch Hunger, der wachsenden Kinderprostitution? Begreifen Sie, daß die Entkräftigung der Massen die Entkräftigung des Bodens

bedeutet, dem die Kultur entspricht? Sicher wissen Sie, daß die sogenannte „kultivierte Schicht“ stets aus der Masse hervorgegangen ist. Das müssen Sie gut wissen, denn die Amerikaner pflegen damit zu prahlen, daß in den Vereinigten Staaten Zeitungsjungen sich bis zum Präsidentenposten hinaufarbeiten können.

Ich erinnere daran, nur um die Tüchtigkeit der Zeitungsjungen, nicht aber die Talente der Präsidenten zu erwähnen — von deren Talenten ist mir nichts bekannt.

Es gibt noch eine Frage, über die Sie nachdenken sollten: Glauben Sie, daß 450 Millionen Chinesen zu Sklaven des europäischen und amerikanischen Kapitals gemacht werden können, während 300 Millionen Inder bereits zu verstehen beginnen, daß ihnen die Rolle von Sklaven Englands durchaus nicht von den Göttern zugesagt war? Stellen Sie sich vor: Einige zehntausend Räuber und Abenteurer wollen auf Kosten der Kraft einer Milliarde von Werktäglichen für immer ein behagliches Leben führen. Ist das normal? Das war so, das ist so, aber haben Sie die Kühnheit zu behaupten, daß es auch so sein muß, wie es ist? Auch die Pest war im Mittelalter fast eine normale Erscheinung, aber heute ist sie beinahe verschwunden, und ihre Rolle spielt jetzt auf Erden die Bourgeoisie; sie verseucht die ganze farbige Welt, trägt tiefsten Haß und Verachtung gegen die weiße Rasse in sie hinein. Glaubt Ihr nicht, Ihr Verteidiger der Kultur, daß der Kapitalismus Rassenkriege provoziert?

\* \* \*

Sie werfen mir vor, daß ich „Haß predige“, und raten mir, „die Liebe zu propagieren“. Anscheinend halten Sie mich für fähig, den Arbeitern zu predigen: Liebet die Kapitalisten, denn sie verschlingen eure Kräfte, liebet sie, denn sie vernichten nutzlos die Schätze eures Bodens, liebet die Menschen, die euer Eisen für die Herstellung von Waffen vertun, mit denen sie euch hinschlachten, liebet die Schurken, durch deren Willen eure Kinder Hungers sterben, liebet sie, die euch um ihrer Ruhe und Sattheit willen ausrotten, liebet den Kapitalisten, denn seine Kirche hält euch in dunkler Unwissenheit.

So etwas Ähnliches predigt das Evangelium, und Sie erinnern sich daran und sprechen vom „Christentum“ als dem „Hebel der Kultur“. Sie haben sich sehr verspätet, denn von dem kulturellen Einfluß der „Lehre der Liebe und der Demut“ reden ehrliche Leute schon lange nicht mehr. Es ist nicht angebracht und es ist unmöglich, über einen solchen Einfluß in unseren Tagen zu sprechen, wo die christliche Bourgeoisie in ihrem Lande und in den Kolonien Demut predigt und die Sklaven mit „Feuer und Schwert“ zwingt, sie zu

lieben; und Feuer und Schwert werden mit mehr Energie angewandt als je zuvor. In unseren Tagen ist das Schwert, wie Sie wissen, durch Maschinengewehre, Bomben und sogar durch „Gottes Stimme aus Himmelshöhen“ ersetzt worden. Eine Pariser Zeitung schreibt:

„Im Krieg gegen die Afrixi dachten sich die Engländer ein Mittel aus, das ihnen sehr viel nützte. Eine Gruppe Aufständischer verbarg sich in den unzugänglichen Bergen. Da erschien plötzlich hoch über ihnen ein Aeroplano. Die Afrixi griffen zu den Waffen, doch das Flugzeug warf keine Bomben ab. Anstatt Bomben kamen von oben Worte. Die Stimme vom Himmel redete den Aufständischen in ihrer Muttersprache zu, die Waffen zu strecken, den sinnlosen Kampf gegen das Britische Reich aufzugeben. Es ist wiederholt vorgekommen, daß durch die himmlische Stimme erschütterte Aufständische den Kampf wirklich einstellten.“

Der Versuch mit der Stimme Gottes wurde auch in Mailand wiederholt, wo am Jahrestag der Gründung der faschistischen Miliz die ganze Stadt die Stimme Gottes hören konnte, die eine kurze Lobrede auf den Faschismus hielt. Die Mailänder, die schon Gelegenheit gehabt hatten, General Balbo zu hören, erkannten in der himmlischen Stimme seinen samtenen Bariton.“

So wurde ein einfaches Mittel gefunden, die Existenz Gottes zu beweisen und seine Stimme zur Unterwerfung der Wilden auszunutzen. Man kann sich darauf gefaßt machen, daß Gott über San Franzisko oder Washington mit japanischem Akzent Englisch sprechen wird.

Sie weisen mich auf das Beispiel „großer Männer, Lehrer der Kirche“ hin. Es ist sehr lächerlich, daß Sie das ernst meinen. Ich will nicht davon sprechen, wie, woraus und wofür die großen Männer der Kirche gemacht wurden. Aber Sie sollten, ehe Sie sich auf diese Leute stützen, sich zuerst von der Festigkeit dieser Stütze überzeugen. In Ihren Betrachtungen über „die Sache der Kirche“ legen Sie jenen „amerikanischen Idealismus“ an den Tag, der nur dem Boden tiefster Unwissenheit entspringen kann. Im gegebenen Fall kann man Ihre Unkenntnis der Geschichte der christlichen Kirche damit erklären, daß die Einwohner der Vereinigten Staaten nicht am eigenen Leibe erfahren haben, was die Kirche als eine Organisation der Gewalt über den Verstand und über das Gewissen der Menschen bedeutet, daß sie das nicht mit der Eindringlichkeit erfahren haben, wie die Bevölkerung Europas. Sie sollten sich mit den blutigen Kämpfen der ökumenischen Konzile bekannt machen, mit dem Fanatismus, dem Ehrgeiz und der Eigennützigkeit der „großen Lehrer der Kirche“.

Besonders viel würde Ihnen die Bekanntschaft mit der Geschichte der Räubersynode von Ephesos geben. Sie müßten etwas über die Geschichte der Ketzerei lesen, sich mit der Ausrottung der „Ketzer“ in den ersten Jahrhunderten des Christentums bekannt machen, mit den Judenpogromen, der Ausrottung der Albigenser und Taboriten und überhaupt mit der blutigen Politik der Kirche Christi. Interessant für Unkundige ist die Geschichte der Inquisition, aber natürlich nicht in der Darstellung Ihres Landsmannes Lea, einer Darstellung, die von der Zensur des Vatikans, des Organisators der Inquisition, gebilligt wurde. Man darf durchaus annehmen, daß Sie, einmal mit all dem bekannt geworden, sich davon überzeugen würden, daß die Kirchenväter mit aller Kraft an der Festigung der Macht der Minderheit über die Mehrheit arbeiteten, und wenn sie gegen die Ketzer kämpften, so deswegen, weil die Ketzer aus den Massen des werktätigen Volkes kamen, das instinktiv die Verlogenheit der Kirche fühlte, die eine Religion für Sklaven predigte, eine Religion, die von den Herren niemals anders als auf Grund eines Mißverständnisses oder aus Angst vor den Sklaven akzeptiert wurde. Ihr Historiker Van Loon hat in einem Artikel über die „großen historischen Fehler“ behauptet, daß die Kirche nicht für die Lehre des Evangeliums, sondern gegen diese Lehre hätte kämpfen müssen:

„Einen großen Fehler beging seinerzeit Titus, als er Jerusalem zerstörte. Die aus Palästina vertriebenen Juden zerstreuten sich über die ganze Welt. In den von ihnen gegründeten Gemeinschaften reiste und erstarke das Christentum, das für das Römische Reich nicht weniger gefährlich war als die Ideen von Marx und Lenin für die kapitalistischen Staaten.“

So war es und so ist es auch: Die christliche Kirche kämpfte gegen den naiven Kommunismus des Evangeliums, darin besteht ihre „Geschichte“.

Was tut die Kirche heutzutage? Vor allem natürlich betet sie. Der Bischof von York und der von Canterbury — derselbe, der so etwas wie einen „Kreuzzug“ gegen die Sowjetunion predigte —, diese beiden Bischöfe haben ein neues Gebet ausgedacht, in dem die englische Heuchelei sich wunderbar mit dem englischen Humor paart. Das ist ein sehr langes Gebet, aufgebaut in der Art des „Vaterunser“. Die Bischöfe rufen Gott folgendermaßen an:

„In der Politik unserer Regierung zur Wiederherstellung von Kredit und Wohlstand, — geschehe Dein Wille. Geht es darum, was für den Aufbau der zukünftigen Verwaltung Indiens unternommen wird, — so geschehe Dein Wille. Handelt es sich um die bevorstehende

Abrüstungskonferenz und alles, was zur Herstellung des Friedens in der ganzen Welt unternommen wird, — so geschehe Dein Wille. Geht es um die Wiederherstellung des Handels, des Vertrauens zum Kredit und des gegenseitigen Wohlwollens — so gib uns heute unser täglich Brot. Für die Zusammenarbeit aller Klassen zum allgemeinen Heil — gib uns heute unser täglich Brot. Wenn wir schuldig sind des nationalen Stolzes und mehr Befriedigung in der Herrschaft über andere fanden als wir ihnen nach Maßgabe unserer Kräfte geholfen haben, — so vergib uns unsere Schuld. Wenn wir Eigenliebe in der Führung unserer Geschäfte bekundet und unsere Interessen und die Interessen unserer Klasse über die Interessen anderer stellten, — so vergib uns unsere Schuld.“

Ein typisches Gebet erschrockener Krämer! In diesem Gebet bitten sie etwa zehnmal Gott, ihnen ihre „Schuld zu vergeben“, aber kein einziges Mal sprechen sie davon, daß sie bereit und imstande sind, keine Schuld mehr auf sich zu laden. Und nur in einem Falle wird Gott um „Verzeihung“ gebeten:

„Verzeih uns, Herr, daß wir dem nationalen Hochmut erlagen, daß wir Befriedigung in der Herrschaft über andere fanden und ihnen nicht zu dienen vermochten.“

Verzeih uns diese Sünde, doch wir können es nicht unterlassen zu sündigen, — so sprechen sie. Die Mehrzahl der englischen Geistlichen aber hat diese Bitte um Verzeihung abgelehnt, wahrscheinlich fanden sie sie unpassend und erniedrigend für sich.

Dieses Gebet sollte am 2. Januar in der Londoner Paulskirche zum Thron des englischen Gottes „emporgesandt“ werden. Der Bischof von Canterbury gestattete den Geistlichen, denen das Gebet nicht gefiel, es nicht zu verlesen.

Zu solchen vulgären und dummen Komödien hat sich die christliche Kirche verstiegen, und so possierlich haben die Pfaffen ihren Gott zum Oberkrämer und zum Teilhaber aller kommerziellen Geschäfte der besten Krämer Europas degradiert. Es wäre aber ungerecht, nur von den englischen Pfaffen zu sprechen und zu vergessen, daß die italienischen die Bank des Heiligen Geistes gegründet haben, oder daß man, wie die Pariser Zeitung der russischen Emigranten berichtet, am 15. Februar in Frankreich, in Mulhouse

„auf Anweisung der Amtsbehörden, den Leiter und den Geschäftsführer der Buchhandlung des katholischen Verlages ‚Union‘, an dessen Spitze der Abbé Egy steht, verhaftet hat. In der Buchhandlung wurden aus Deutschland eingeführte pornographische Photographien und

Bücher verkauft. Die ‚Ware‘ wurde beschlagnahmt. Verschiedene Bücher waren nicht nur pornographischen Inhalts, sondern bewarfen auch die Religion mit Schmutz.“

Solche Tatsachen gibt es zu Hunderten, und sie bestätigen alle dasselbe: Die Kirche, die Dienern ihres Lehrmeisters und Herrn, des Kapitalismus, hat sich mit all den Krankheiten angesteckt, die den Kapitalismus selbst zerstören. Und wenn man einräumt, daß die Bourgeoisie einst „mit der moralischen Autorität der Kirche rechnete“, so muß man zugeben, daß das die Autorität einer „Polizei der Seele“ war, die Autorität einer der Organisationen, die zur Unterdrückung des werktätigen Volkes dienten. Hat die Kirche „getröstet“? Ich will es nicht leugnen. Aber dieser Trost ist eins der Mittel zur Abtötung des Geistes.

Nein, die Liebe des Armen zum Reichen, des Arbeiters zum Unternehmer zu predigen, ist nicht mein Fach. Ich bin unfähig zu trösten. Zu lange und zu gut weiß ich, daß die Welt in der Atmosphäre des Hasses lebt, ich sehe, daß dieser Haß sich immer mehr verdichtet, immer aktiver, heilsamer wird.

Sie, die „Humanisten, die Praktiker sein wollen“, müßten endlich begreifen, daß in der Welt zwei Arten von Haß wirken: der eine entstand inmitten der Räuber auf Grund ihrer Konkurrenz untereinander und aus dem Gefühl der Angst vor der Zukunft, die den Räubern mit dem unvermeidlichen Untergang droht; der andere, der Haß des Proletariats, entsteht aus dem Widerwillen des Proletariats gegen die heutigen Verhältnisse und wird durch die Erkenntnis seines Rechtes auf die Macht immer heller erleuchtet. Diese beiden Arten des Hasses sind so stark geworden, daß nichts und niemand sie versöhnen kann, und nichts außer dem unvermeidlichen gewaltsauslösenden Zusammenstoß ihrer physischen klassenmäßigen Träger, nichts außer dem Sieg der Proletarier ist imstande, die Welt vom Haß zu befreien.

Sie schreiben:

„So wie viele, denken auch wir, daß in Ihrem Lande die Diktatur der Arbeiter zur Vergewaltigung der Bauernschaft führt.“

Ich rate Ihnen: Versuchen Sie zu denken wie die wenigen, vorerst noch wenigen Intellektuellen, die bereits zu sehen beginnen, daß die Lehre von Marx und Lenin den Gipfel darstellt, den die ehrliche Erforschung der sozialen Erscheinungen durch den wissenschaftlichen Gedanken erklimmen hat, und daß nur von der Höhe dieser Wissenschaft aus der gerade Weg zur sozialen Gerechtigkeit und zu neuen Formen der Kultur klar zu sehen ist. Erlegen Sie sich einen gewissen Zwang auf und vergessen Sie — wenn auch nur für eine

Zeitlang — Ihre Verwandschaft mit der Klasse, deren ganze Geschichte eine Geschichte der ununterbrochenen physischen und geistigen Vergewaltigung der Massen der werktätigen Menschheit, der Arbeiter und Bauern, war und ist. Erlegen Sie sich diesen Zwang auf, und Sie werden begreifen: Ihre Klasse ist Ihr Feind. Karl Marx war ein sehr weiser Mann, und man soll nicht glauben, er sei in der Welt erschienen, wie Minerva dem Kopfe Jupiters entsprungen ist, nein, seine Lehre ist ebenso eine geniale Vollendung der wissenschaftlichen Erfahrungen, wie es seinerzeit die Theorien Newtons und Darwins waren. Lenin ist einfacher als Marx und als Lehrer nicht weniger weise. Die Klasse, der Sie dienen, wird Ihnen von Marx und Lenin anfangs in ihrer Kraft und ihrem Ruhm gezeigt; sie zeigen, wie diese Klasse durch unmenschliche Gewalttätigkeit die ihr passende „Kultur“ schuf und errichtete auf Blut, Heuchelei und Lüge; sie zeigen Ihnen dann den Prozeß des Verfaulens dieser Kultur, das gegenwärtige Fortschreiten der Fäulnis, aber sehen Sie selbst: gerade dieser Prozeß hat Ihnen die Befürchtungen eingeflößt, die Sie in Ihrem Brief an mich zum Ausdruck brachten.

Sprechen wir über „Gewalt“. Die Diktatur des Proletariats ist eine vorübergehende Erscheinung, sie ist notwendig, um Millionen ehemaliger Sklaven der Natur und des bürgerlichen Staates umzuziehen und umzubilden zu dem einzigen Herrn ihres Landes und aller seiner Schätze. Die Diktatur des Proletariats hört auf, eine Notwendigkeit zu sein, sobald das ganze werktätige Volk, auch die ganze Bauernschaft in gleiche soziale und wirtschaftliche Verhältnisse gestellt und wenn jedem einzelnen die Möglichkeit gegeben ist, nach seinen Fähigkeiten zu arbeiten und nach seinen Bedürfnissen zu erhalten. Die „Gewalt“, wie sie von Ihnen und „vielen“ aufgefaßt wird, ist ein Mißverständnis, doch häufiger als das — eine Lüge und Verleumdung gegen die Arbeiterklasse der Sowjetunion und ihre Partei. Der Begriff „Gewalt“ wird von den Feinden der Arbeiterklasse auf den in der Sowjetunion vor sich gehenden sozialen Prozeß angewandt, um die kulturelle Arbeit der Sowjetunion — die Arbeit zur Wiedergeburt des Landes und zur Organisierung der neuen Wirtschaftsformen in diesem Land — zu verunglimpfen.

Meiner Meinung nach kann man von einem Zwang sprechen, der durchaus keine Gewalt ist, — denn wenn man die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet, so tut man ihnen doch keine Gewalt an? Die Arbeiterklasse der Sowjetunion und ihre Partei lehren die Bauernschaft das soziale und politische Abc. Ihr Intellektuellen werdet auch durch irgend etwas und durch irgend jemand gezwungen, die Tragik eures Lebens „zwischen Hammer und Amboß“ zu empfinden,

auch euch bringt jemand die Anfangsgründe des sozialen und politischen Abc bei, aber dieser Jemand, das bin selbstverständlich nicht ich.

In allen Ländern ist die Bauernschaft — sind Millionen kleiner Besitzer — der Boden für das Wachstum der Räuber und Parasiten; der Kapitalismus mit all seinen Scheußlichkeiten ist auf diesem Boden gewachsen. Alle Kräfte, alle Fähigkeiten und Talente des Bauern werden von der Sorge um seine kleine Bettelwirtschaft verschlungen. Die Kulturidiotie des kleinen Besitzers ist der Idiotie des Millionärs vollkommen gleich: Ihr Intellektuelle solltet das gut sehen und fühlen. In Rußland befand sich die Bauernschaft bis zur Oktoberrevolution in Lebensverhältnissen des 17. Jahrhunderts; das ist eine Tatsache, die nicht einmal die russischen Emigranten zu leugnen wagen, deren Wut auf die Sowjetmacht schon den Charakter komischer Ungeheuerlichkeit angenommen hat.

Die Bauernschaft soll nicht als eine Masse halbwilder Menschen vierter Sorte, als Fraß für den schlauen Kulaken, den Gutsbesitzer, den Kapitalisten leben; sie soll nicht unter Verhältnissen der Zuchthäuslerarbeit auf zersplittertem, erschöpftem Boden leben, der seinen bettelarmen Besitzer nicht ernähren kann, einen unwissenden Mann, dem die Möglichkeit fehlt, seinen Boden zu düngen, Maschinen zu verwenden und den Ackerbau fortzuentwickeln. Die Bauernschaft soll nicht die düstere Theorie von Malthus rechtfertigen, deren Grundlage meiner Meinung nach den Fanatismus der kirchlichen Ideologie in sich birgt. Wenn die Bauernschaft in ihrer Masse noch nicht imstande ist, die Wirklichkeit zu verstehen und das Erniedrigende ihrer Lage zu erkennen, so ist die Arbeiterklasse verpflichtet, ihr dieses Bewußtsein sogar auch durch Zwang einzuflößen. Dessen bedarf es jedoch nicht, denn der Bauer der Sowjetunion, der die Leiden des Gemetzels von 1914—1918 durchgemacht hat und durch die Oktoberrevolution erweckt wurde, ist nicht mehr blind, und er versteht es, praktisch zu denken. Er wird mit Maschinen und Düngemitteln versorgt, die Tore aller Schulen stehen ihm offen; jährlich treten tausende Bauernkinder als Ingenieure, Agronomen und Ärzte ins Leben. Die Bauernschaft beginnt zu verstehen, daß die Arbeiterklasse in Gestalt ihrer Partei danach strebt, in der Sowjetunion einen Herrn zu schaffen mit 160 Millionen Köpfen und 320 Millionen Händen, und das ist das Wichtigste, was man begreifen muß. Die Bauernschaft sieht, daß alles, was im Lande getan wird, für alle getan wird, und nicht für eine kleine Gruppe von Reichen; die Bauernschaft sieht, daß in der Sowjetunion nur das getan wird, was ihr nützlich ist, und daß 26 wissenschaftliche Forschungsinstitute des Landes daran arbeiten, die Fruchtbarkeit des

Bodens zu heben und die Arbeit der Bauern zu erleichtern.

Der Bauer will nicht in schmutzigen Dörfern leben, wie er es Jahrhunderte tat, sondern in Agrarstädten, in denen es gute Schulen, Kinderkrippen für seine Kinder, Theater, Klubs, Bibliotheken, Kinos gibt. In der Bauernschaft wächst der Wissensdurst und der Geschmack am kulturellen Leben. Würde der Bauer all das nicht begreifen, so hätte die Arbeit in der Sowjetunion in 15 Jahren nicht die grandiosen Ergebnisse gezeigt, die durch die vereinte Energie der Arbeiter und Bauern erzielt worden sind.

In den bürgerlichen Staaten ist das arbeitende Volk eine mechanische Kraft und in seiner Masse von der Erkenntnis der kulturellen Bedeutung seiner Arbeit ausgeschlossen. Bei euch herrschen die Truste, die Organisationen der Plünderer der nationalen Kräfte, die Parasiten des werktätigen Volkes. Miteinander verfeindet, vom Spekulationsfieber gepackt und bestrebt, sich gegenseitig zu ruinieren, veranstalten sie schwindlerische Börsendramen, und nun hat schließlich ihr Anarchismus das Land in eine unerhörte Krise gestürzt. Millionen Arbeiter schwelten vor Hunger an, die Gesundheit des Volkes wird nutzlos vergeudet, die Kindersterblichkeit wächst katastrophal, die Zahl der Selbstmörder steigt — der wichtigste Nährboden der Kultur, ihre lebendige menschliche Energie wird erschöpft. Und trotzdem hat Ihr Senat die Gesetzesvorlage von La Follette-Costigan über die Bewilligung von 375 Millionen Dollar zur unmittelbaren Hilfe für die Arbeitslosen abgelehnt, während der „New York American“ folgende Ziffern über die Exmission von Arbeitslosen und ihren Familien aus Neuyorker Wohnungen wegen Mietsschulden veröffentlicht: im Jahre 1930 gab es 153 731 Exmissionen, im Jahre 1931 198 738. Im Januar d. J. wurden in Neuyork täglich hunderte Arbeitslosenfamilien exmittiert.

In der Sowjetunion herrschen die Arbeiter, die Gesetze werden von den Arbeitern und jenem Teil der Bauernschaft gemacht, der die Notwendigkeit einer Beseitigung des Privateigentums an Grund und Boden, einer Sozialisierung und Mechanisierung der Feldarbeiten erkannt hat, die Notwendigkeit einer psychologischen Umwandlung der Bauern, die sie zu ebensolchen Arbeitern werden läßt, wie es die Fabrikarbeiter sind, d. h. zu den wirklichen und einzigen Herren des Landes. Beständig wächst die Zahl der Kollektivbauern und der Kommunisten im Dorfe. Und ihre Zahl wird immer schneller anwachsen, je mehr die neue Generation das Erbe der Leibeigenschaft und den Aberglauben des jahrhundertealten Sklavendaseins überwindet.

In der Sowjetunion entstehen die Gesetze unten, inmitten der werktätigen Massen, sie entspringen den Verhältnissen ihrer Lebenstätigkeit; die Sowjetmacht und die Partei formulieren und bestätigen als Gesetz nur das, was im Prozeß des Schaffens der Arbeiter und Bauern heranreift, des Schaffens, dessen Hauptziel die Errichtung der Gesellschaft der Gleichen ist. Die Partei ist der Diktator insoweit, als sie die organisierende Zentrale, das Gehirn und Nervensystem der Arbeitermassen darstellt; Ziel der Partei ist es, in kürzester Zeit die größtmögliche Menge körperlicher Energie in geistige Energie zu verwandeln, um der Entwicklung der Talente und Fähigkeiten eines jeden einzelnen und der ganzen Masse der Bevölkerung Raum und Freiheit zu geben.

Der bürgerliche Staat, der auf den Individualismus eingestellt ist, erzieht die Jugend eifrig im Geiste seiner Interessen und Traditionen. Das ist natürlich. Wir sehen aber, daß unter der Jugend gerade der bürgerlichen Gesellschaft am häufigsten Ideen und Theorien des Anarchismus entstanden und entstehen, das ist jedoch nicht mehr natürlich und weist auf einen anomalen, ungesunden Zustand des Milieus hin, in dem die Menschen, weil sie zu ersticken drohen, von der vollständigen Zerstörung der Gesellschaft im Interesse der unbegrenzten Freiheit des Individuums zu träumen beginnen. Ihr wißt, daß eure Jugend nicht nur davon träumt, sondern auch dementsprechend handelt — die Presse Europas berichtet immer häufiger von „Streichen“ der bürgerlichen Jugend, eurer und ihrer eigenen, die den Charakter von Verbrechen tragen. Diese Verbrechen werden nicht aus materieller Not begangen, sondern aus „Lebensüberdruß“, aus Neugier und aus der Sucht nach „starken“ Empfindungen, und all diesen Verbrechen liegt eine äußerste Geringschätzung der Persönlichkeit und ihres Lebens zugrunde. Die Bourgeoisie zieht aus der Arbeiterschaft und der Bauernschaft die Begabtesten in ihren Kreis, zwingt sie, ihren Interessen zu dienen, und röhmt dann die „Freiheit“, mit der der Mensch einen „gewissen persönlichen Wohlstand“ — eine bequeme Höhle, ein gemütliches Loch — erlangen kann. Sie aber werden sicher nicht leugnen, daß in Ihrer Gesellschaft tausende begabter Leute auf dem Wege zu diesem trivialen Wohlstand zugrunde gehen, weil sie nicht imstande sind, die Hindernisse zu überwinden, die die bürgerlichen Lebensbedingungen ihnen entgegenstellen. Die Literatur Europas und Amerikas enthält zahlreiche Schilderungen vom sinnlosen Untergang begabter Menschen. Die Geschichte der Bourgeoisie ist die Geschichte ihrer geistigen Verelendung. Welcher Talente kann sie sich heutzutage rühmen? Sie hat nichts, dessen sie sich rühmen

könnte außer verschiedener Hitlers, größerenwahn-sinniger Zwerggestalten.

Die Völker der Sowjetunion treten in die Epoche einer Wiedergeburt ein. Die Oktobерrevolution hat Zehntausende begabter Menschen zu lebendiger Betätigung berufen, aber es sind ihrer immer noch zu wenig für die Erreichung der Ziele, die sich die Arbeiterklasse gesetzt hat. Es gibt in der Sowjetunion keine Erwerbslosen, und überall, auf allen Gebieten der Verwendung menschlicher Energie, fehlen Kräfte, obwohl sie rascher heranwachsen, als sie jemals und irgendwo herangewachsen sind.

Ihr Intellektuellen, „Meister der Kultur“, solltet verstehen, daß die Arbeiterklasse euch durch die Eroberung der politischen Macht überaus weite Möglichkeiten kulturellen Schaffens eröffnet.

Seht doch, Welch harte Lehre die Geschichte den russischen Intellektuellen erteilt hat: Sie sind nicht mit ihrem Arbeitervolk gegangen und jetzt zersetzen sie sich in ohnmächtiger Wut, verfaulen in der Emigration. Bald werden sie alle ausgestorben sein, und man wird sich ihrer nur als Verstörer erinnern.

Die Bourgeoisie ist ein Feind der Kultur und kann bereits nicht anders, als ihr feind sein — das ist eine Wahrheit, die die bürgerliche Wirklichkeit, die Praxis der kapitalistischen Staaten bestätigt. Die Bourgeoisie hat den Entwurf der Sowjetunion über allgemeine Abrüstung abgelehnt, und das allein genügt vollauf, um zu zeigen, daß die Kapitalisten sozial gefährliche Menschen sind, daß sie ein neues Weltgemetzel vorbereiten. Sie rötigen die Sowjetunion zu einem angespannten Verteidigungszustand, sie zwingen die Arbeiterklasse, gewaltige Werte an kostbarer Zeit und Material für die Herstellung von Verteidigungsmitteln gegen die Kapitalisten aufzuwenden, die sich organisieren, um die Sowjetunion zu überfallen, um dieses große Land zu ihrer Kolonie und zu ihrem Absatzmarkt zu machen. Die Völker der Sowjetunion verwenden für ihre Verteidigung gegen die Kapitalisten Europas gewaltige Kräfte und Mittel, die mit unstreitigem Nutzen für die kulturelle Wiedergeburt der Menschheit verwendet werden könnten; ist ja der Aufbauprozess

in der Sowjetunion von allgemein menschlicher Bedeutung.

In der verrotteten, von Haß und Angst vor der Zukunft tollen Bourgeoisie tauchen immer mehr Idioten auf, die den Sinn dessen, was sie schreien, gar nicht begreifen. Einer von ihnen wendet sich „an die Herren Machthaber und Diplomaten Europas“ mit dem Aufruf: „Europa muß jetzt die Kräfte der gelben Rasse dazu ausnutzen, um die III. Internationale zu zerschlagen.“ Man darf zweifellos annehmen, daß dieser Idiot Träume und Absichten einiger ihm sehr ähnlicher „Herren Diplomaten und Machthaber“ ausplaudert. Es ist durchaus möglich, daß es bereits „Herren“ gibt, die ernstlich an das denken, was dieser Idiot laut herausbrüllt. Europa und Amerika werden von unverantwortlichen „Herren“ regiert. Die Ereignisse in Indien, China und Indochina können durchaus zum Wachstum des Rassenhasses gegen die Europäer und gegen die „Weißen“ überhaupt beitragen. Das wird der dritte Haß sein, und Sie als Humanisten müssen überlegen: Brauchen Sie und Ihre Kinder diesen Haß? Inwiefern nutzt Ihnen die Predigt der „Rassenreinheit“, d. h. die Predigt des Rassenhasses in Deutschland? Zum Beispiel:

„Der Führer der Nationalsozialisten in Thüringen, Sauckel, hat der nationalistischen Gruppe in Weimar vorgeschrieben, gegen die Teilnahme von Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Walter von Molo und Professor Henri Lichtenberger von der Sorbonne an der bevorstehenden Weimarer Gedenkfeier anlässlich des 100. Todestags von Goethe zu protestieren. Sauckel wirft den genannten Personen nichtarische Abstammung vor.“

Es ist auch für Sie an der Zeit, die einfache Frage zu lösen: Mit wem seid ihr, „Meister der Kultur“? Mit der urwüchsigen Kraft der Kultur, für die Schaffung neuer Lebensformen oder gegen diese Kraft, für die Erhaltung der Kaste der verantwortungslosen Räuber, einer Kaste, die, vom Kopf angefangen, schon in Fäulnis übergegangen ist und nur noch kraft des Trägheitsgesetzes wirkt?

## Antwort auf den Fragebogen einer amerikanischen Zeitschrift

... Sie fragen:

„Haßt Ihr Land Amerika und was denken Sie über die amerikanische Zivilisation?“

Schon in der Tatsache, daß solche Fragen gestellt werden und daß es in solch einer Form geschieht, liegt etwas amerikanisch krankhaft Übertriebenes, Aufgebausches. Ich kann mir keinen Europäer vorstellen, der derartige Fragen stellen würde, um „Geld zu machen“. Gestatten Sie mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich nicht berechtigt bin, Ihre erste Frage — oder auch irgend eine andere — im Namen aller 150 Millionen Bürger meines Landes zu beantworten, denn ich habe nicht die Möglichkeit, sie zu fragen, wie sie sich zu Ihrem Lande verhalten.

Ich glaube nicht, daß selbst in den Ländern, deren Blut Ihre Kapitalisten zu Dollar prägen — auf den Philippinen, in den südamerikanischen Republiken, in China und selbst unter den zehn Millionen Farbigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika —, sich auch nur ein einziger vernünftiger Mensch finden würde, der sich das Recht anmaßen wollte, Ihnen im Namen seines Volkes zu erklären: „Ja, mein Land, mein Volk haßt Amerika, haßt sein ganzes Volk, die Arbeiter ebenso wie die Milliardäre, die Farbigen ebenso wie die Weißen; es haßt die Frauen und Kinder, die Felder, Flüsse, Wälder, Tiere und Vögel, die Vergangenheit und die Gegenwart Ihres Landes, seine Wissenschaft und seine Gelehrten, seine großartige Technik, Edison und Luther Burbank, Edgar Poe, Walt Whitman, Washington und Lincoln, Th. Dreiser und E. O'Neill, Sherwood Anderson, alle seine begabten Künstler und den herrlichen Romantiker Bret Harte, den geistigen Vater J. Londons, es haßt Thoreau, Emerson und alles, was es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt, und alle, die in diesen Staaten leben.“

Ich hoffe, Sie erwarten nicht, daß sich ein Idiot finden wird, der imstande wäre, eine so wahnsinnige, von solchem Haß gegen die Menschen und die Kultur erfüllte Antwort auf Ihre Frage zu geben.

Es versteht sich jedoch von selbst, daß das, was Sie als die Zivilisation der Vereinigten Staaten von Nordamerika bezeichnen, bei mir keine Sympathien erweckt und erwecken kann. Ich glaube, Ihre Zivilisation ist die mißgestaltete Zivilisation unseres Planeten, denn sie hat all die

mannigfaltigen und schmachvollen Gebrechen der europäischen Zivilisation bis ins Ungeheuerliche gesteigert. Es liegt genug Tragik darin, daß Europa dank dem Zynismus der Klassenstruktur des Staats demoralisiert ist, und doch ist in Europa eine so schädliche und unsinnige Erscheinung, wie Ihre Milliardäre und Millionäre, Leute, die Ihr Land mit degenerierten Nachkommen beglücken, bis jetzt noch unmöglich gewesen! Sie erinnern sich wohl daran, wie in Boston zwei Jungen reicher Eltern aus purer Neugier einen dritten ermordeten? Und wieviel derartige Verbrechen werden bei Ihnen aus „Snobismus“, aus Neugier begangen? Europa kann sich ebenfalls der Entrechtung und Schutzlosigkeit seiner Bürger rühmen, doch hat es sich noch nicht zu einer solchen Schmach wie dem Mord an Sacco und Vanzetti verstiegen. In Frankreich gab es die gleichfalls äußerst schändliche „Dreyfusaffäre“, aber in Frankreich erhoben sich E. Zola und Anatole France zur Verteidigung des Unschuldigen und rissen tausende Menschen mit sich. In Deutschland wurde nach dem Krieg eine Art Ku-Klux-Klan gebildet, eine Organisation von Mördern; doch dort wurden sie dingfest gemacht und vor Gericht gestellt, während das bei Ihnen nicht der Brauch ist; der Ku-Klux-Klan mordet, treibt zynisch Spott und Hohn mit den Farbigen, mit Frauen; und all das bleibt ebenso ungestraft, wie die Gouverneure der Staaten ungestraft mit den sozialistischen Arbeitern abrechnen.

In Europa gibt es keine so abscheuerregende Erscheinung wie die Hetzjagd gegen die „Farbigen“, obwohl Europa an einer anderen schmachvollen Krankheit leidet, dem Antisemitismus; übrigens ist Amerika von dieser Krankheit angesteckt.

Die Kriminalität ist auch in Europa im Wachsen begriffen, aber so weit ist es hier noch nicht gekommen wie in Chicago, wo, Ihren Zeitungen nach zu urteilen, außer den Banditen der Börsen und Banken noch Banditen mit Revolvern und Bomben in Händen ungehemmt schalten und walten. Auch solche Schlachten, wie sie die Prohibition bei Ihnen hervorrief, sind in Europa unmöglich. Unmöglich wäre ferner, daß der Bürgermeister einer Stadt ein öffentliches Autodafé von Büchern englischer Klassiker veranstaltet, wie es der Oberbürgermeister von Chicago tat.

Ich glaube nicht, daß G. B. Shaw berechtigt gewesen wäre, eine Einladung in irgendein anderes Land so sarkastisch zu beantworten, wie er O. G. Villard, dem Redakteur der „Nation“, antwortete, als dieser ihn aufforderte, Amerika zu besuchen.

Die Kapitalisten aller Länder sind eine gleich widerwärtige und herzlose Sippschaft, doch die Ihren sind schlimmer als die andern. Sie sind offensichtlich noch stupider in ihrer Geldgier. Übrigens das Wort „businessman“ übersetze ich für mich mit dem Wort „Besessener“.

Man überlege sich nur, wie dumm und schändlich das alles ist: unser herrlicher Planet, den wir mit so viel Mühe zu verschönern und bereichern gelernt haben, fast unser ganzer Erdball ist in den gierigen Händen einer nichtswürdigen Sippe von Menschen, die nichts außer Geld machen können, und diese stupiden Menschen verwandeln eine herrliche schöpferische Kraft — das Blut und Hirn der Gelehrten, Techniker, Dichter und Arbeiter, die die Kultur, unsere „zweite Natur“, schaffen — in kleine gelbglimmernde Metallscheiben und in Papierstreifen, in Schecks.

Was bringen die Kapitalisten hervor außer Geld? Pessimismus, Neid, Gier und Haß, einen

Haß, der sie unweigerlich vernichten wird, der aber bei seinem Ausbruch auch eine Unmenge von Kulturwerten zerstören kann. Ihre krankhaft hypertrophierte Zivilisation bedroht Sie mit den größten Tragödien.

Ich persönlich bin selbstverständlich der Ansicht, daß wahre Zivilisation und ein schneller Aufschwung der Kultur nur unter der Bedingung möglich sind, wenn die politische Macht in vollem Umfang dem arbeitenden Volke gehört, nicht aber den Schmarotzern, die auf Kosten fremder Arbeit leben. Und selbstverständlich erteile ich den Rat, die Kapitalisten für eine Gruppe sozial gefährlicher Menschen zu erklären, ihren Besitz zugunsten des Staates einzuziehen und diese Leute auf einer Insel im Ozean anzusiedeln, wo sie in aller Ruhe aussterben können. Das ist eine sehr humane Lösung der sozialen Frage, und diese Lösung liegt ganz im Sinne des „amerikanischen Idealismus“, der nichts anderes ist als der überaus naive Optimismus von Menschen, die die in ihrer Gesamtheit als „Geschichte eines Volkes“ bezeichneten Dramen und Tragödien noch nicht durchgemacht haben.

1927—1929

## Die Stadt des Gelben Teufels

... Nebel, dicht durchsetzt mit Rauchschwaden, hing über Ozean und Land, träger Fadenregen fiel auf die finsternen Gebäude der Stadt und den trüben Spiegel der Reede herab.

An der Reling hatten sich die Einwanderer versammelt; schweigend betrachteten sie alles ringsum mit forschenden Augen, in denen sich Hoffnungen und Befürchtungen, Angst und Freude widerspiegeln.

„Wer ist das?“ fragte ganz leise ein Mädchen aus Polen und deutete erstaunt auf die Freiheitsstatue. Jemand antwortete:

„Der Gott Amerikas...“

Die massive bronzenen Frauengestalt ist von Kopf bis Fuß mit Patina bedeckt. Blind schaut ihr kaltes Antlitz durch den Nebel hinaus in die Öde des Meeres, als harre die Bronze des Sonnenballs, damit er ihre toten Augen zum Leben erwecke. Die Freiheit hat wenig Boden unter den Füßen, sie ist gleichsam aus dem Meer aufgestiegen, und als Sockel scheinen ihr erstarrte Wellen zu dienen. Ihr Arm, hoch emporgestreckt über das Meer und die Schiffsmasten, verleiht ihrer Pose Anmut und majestätischen Stolz. Man glaubt: jetzt wird die Fackel in ihrer fest zusammengepreßten Hand hell auflodern, den grauen Rauch vertreiben und über alles ringsumher warmes, freudespendendes Licht ergießen.

Doch um das winzige Stückchen Erde, auf dem sie steht, gleiten wie vorsintflutliche Ungeheuer riesige eiserne Schiffe über das Wasser des Ozeans, und hungrigen Raubfischen gleich schießen kleine Barkassen vorbei. Sirenen heulen wie Stimmen von Märchenriesen, dazwischen klingt erbostes Pfeifen, Ankerketten klirren, und unmutig wälzt das Meer seine Wogen.

Alles läuft und hastet, alles zittert in fieberhafter Anspannung. Die Schiffsschrauben und Räder der Dampfer peitschen hastig das Wasser. Es ist mit gelbem Schaum bedeckt, von Runzeln durchfurcht.

Und es scheint, als sei hier alles — Eisen, Steine, Wasser und Holz — erfüllt vom Protest gegen das Leben ohne Sonne, ohne Lieder und ohne Glück: gegen das Leben im Zwingjoch schwerer Fron. Alles stöhnt und heult und knirscht, dem Willen einer geheimen, dem Menschen feindlichen Kraft gehorchend. Überall auf dem wogenden, von Eisen zerfurchten und zerfetzten, mit fetten Ölklecken besudelten, mit Spänen, Holzwolle, Stroh und Speiseresten beschmutzten Wasser wirkt eine unsichtbare kalte und böse Macht. Mit harten, monotonen Stößen hält sie diese gewaltige Maschine in Gang, in der Schiffe und Schwimmdocks nur kleine Teilchen und der Mensch ein winziges Schräubchen ist, ein

unsichtbares Pünktchen inmitten der mißgestalteten, schmutzigen Verflechtungen von Eisen und Holz, im Chaos der Schiffe, Boote und irgendwelcher flachen, mit Eisenbahnwagen beladenen Schleppkähne.

Von diesem Lärm aus der Fassung gebracht und betäubt, in ratlose Verwirrung versetzt durch den Tanz der toten Materie schaut mir ein zwei-beiniges Wesen seltsamen Blicks entgegen; es ist bedeckt mit schwarzem Ruß und Öl, die Hände stecken in den Hosentaschen. Sein Gesicht verschwindet beinahe hinter einer dicken fettigen Schmutzschicht, und nicht lebendige Menschen-augen glänzen darin, nur weißes Zahnbien.

Langsam bahnt sich das Schiff seinen Weg durch die Menge der anderen Schiffe. Die Gesichter der Einwanderer sind seltsam grau geworden und haben einen stumpfen Ausdruck angenommen, in allen Augen liegt jetzt etwas Eintönig-Schafartiges. Die Menschen stehen an der Reling und starren schweigend in den Nebel.

Diesem Nebel scheint nun etwas unfaßbar Riesiges, von dröhnendem Murren Erfülltes zu entwachsen; es stößt den Menschen seinen schweren, übelriechenden Atem entgegen, und in seinem Lärm liegen Drohung und Gier.

Das ist die Stadt, das ist Neuyork. Am Ufer stehen zwanzigstöckige Häuser, die stummen und düsteren Wolkenkratzer. Die würfelförmigen, stumpfsinigen, schwer hingelagerten Gebäude, denen jeder Wunsch abgeht, schön zu sein, ragen finster und eintönig in die Höhe. Man spürt, wie jedes dieser Häuser in arroganter Überheblichkeit mit seiner Höhe und Mißgestalt protzt. Keine Blumen an den Fenstern, keine Kinder sind zu sehen...

Von weitem erinnert die Stadt an einen gewaltigen Kiefer mit ungleichmäßigen, schwarzen Zähnen. Sie füllt den Himmel mit den Rauchschwaden ihres Atems und schnauft wie ein verfetteter Vieelfraß.

Betrifft man sie, so glaubt man, in einen Magen aus Stein und Eisen geraten zu sein, in einen Magen, der Millionen Menschen verschlungen hat und sie nun zermahlt und verdaut.

Die Straße ist wie ein glatter, gieriger Schlund, ihn treiben dunkelsarbige Stücke hinab, die der Stadt zum Fraß dienen — lebendige Menschen. Ringsum, über, unter und neben dir, lebt und kracht triumphierend das Eisen. Von der Kraft des Dämons Gold ins Leben gerufen und beseelt, hat es seine Spinnweben um den Menschen geschlungen und ihn betäubt; jetzt saugt es ihm Blut und Mark aus, frisst seine Muskeln und Nerven und wächst und schwollt an; es streckt, auf den leblosen Stein gestützt, die Glieder seiner Kette immer weiter aus.

Riesen Maden gleich kriechen Lokomotiven dahin und schleppen Waggons hinter sich her, Automobilhuppen quaken wie fette Enten, finster heult die Elektrizität; wie ein Schwamm mit Wasser, so ist die schwüle Luft mit Tausenden heulender Töne vollgesogen. Unbeweglich hängt sie zwischen den hohen rußigen Mauern, festgedrückt an diese schmutzige Stadt und verunreinigt vom Qualm der Fabriken.

Auf den Plätzen und in den kleinen Anlagen, wo die staubigen Blätter tot an den Ästen hängen, erheben sich finstere Statuen. Ihre Gesichter sind mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt, ihre Augen — in denen einst Liebe zum Heimatland brannte — sind von dem Staub der Stadt verschüttet. Diese bronzenen Menschengestalten stehen tot und verlassen im Gewirr der vielstöckigen Häuser, wie Zwerge im schwarzen Schatten hoher Mauern, sie haben sich verirrt in diesem irrsinnigen Chaos, sind stehengeblieben und betrachten, fast geblendet, traurig, mit schmerzgepeinigtem Herzen das gierige Hasten der Menschen zu ihren Füßen. Und die Menschen laufen, klein, schwarz und geschäftig, an den Denkmälern vorbei, und niemand wirft auch nur einen Blick auf das Antlitz eines dieser Helden. Die Ichthyosaurier des Kapitals haben die Bedeutung der Freiheitsschöpfer aus dem Gedächtnis der Menschen ausgelöscht.

So scheint es denn, als seien die Bronzemenschen alle von dem gleichen schweren Gedanken bedrückt:

„War es ein solches Leben, das ich schaffen wollte?“

Ringsum brodelt wie Suppe auf dem Herd ein fieberhaftes Leben. Wie Graupen in der Brühe, wie Späne im Meer, so wirbeln in dieser brodelnden Masse die kleinen Menschen umher, so hasten, so verschwinden sie. Die Stadt heult und verschlingt mit ihrem unersättlichen Rachen einen nach dem andern.

Die einen der Helden haben die Arme sinken lassen, die anderen haben sie hoch emporgehoben und über den Köpfen der Menschen ausgestreckt, als wollten sie sie beschwören:

„Haltet ein! Das ist kein Leben, das ist Wahnsinn...“

Sie alle sind überflüssig im Chaos des Straßenlebens, sie alle gehören nicht in dieses wilde Geheul unersättlicher Gier, in den engen Kerker aus Stein, Glas und Eisen, in diese Ausgeburt einer grimmigen Phantasie.

Eines Nachts werden sie alle von ihren Sockeln herabsteigen, mit den schweren Schritten der Gekräukten durch die Straßen gehen und die Qual ihrer Einsamkeit hinaustragen aus dieser Stadt, dorthin, wo der Mond über den Feldern leuchtet,

wo es Luft gibt und friedliche Stille. Wer sich sein Leben lang zum Wohl seines Heimatlandes gemacht hat, verdient es doch zweifellos, nach seinem Tode in Ruhe gelassen zu werden.

Hastig eilen die Menschen die Bürgersteige entlang, sie laufen in allen Richtungen durch die Straßen. Dann werden sie von den tiefen Poren der Häusermauern eingesogen. Triumphierend dröhnt das Eisen, laut heult die Elektrizität, mit krachendem Lärm wird an der Errichtung eines neuen Metallnetzes, neuer Steinwände gearbeitet, und dieses Treiben übertönt die Stimmen der Menschen wie der Meeressturm die Schreie der Vögel.

Die Gesichter der Menschen sind in unbeweglicher Ruhe erstarrt — niemand von ihnen scheint das Unglück zu empfinden, ein Sklave des Lebens zu sein, der dem Moloch Stadt zum Fraße dient. Sie glauben in trauriger Selbstverblendung, sie seien die Herren ihres Geschicks; manchmal leuchtet in ihren Augen das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit auf, doch können sie anscheinend nicht verstehen, daß dies nichts anderes ist als die Unabhängigkeit der Axt in der Hand des Zimmermanns, des Hammers in der Hand des Schmieds, des Ziegelsteins in den Händen eines unsichtbaren Maurers, der mit listigem Lächeln einen riesigen und dennoch engen Kerker für alle baut. Es gibt nicht wenig energische Gesichter, aber in jedem Gesicht sieht man vor allem die Zahne. Aus den Augen dieser Menschen leuchtet keine innere Freiheit, keine Freiheit des Geistes. Diese Energie ohne Freiheit erinnert an den kalten Glanz eines Messers, das man noch nicht stumpf gemacht hat. Das ist die Freiheit blinder Werkzeuge in der Hand des Gelben Teufels, des Goldes.

Zum erstenmal sehe ich eine so ungeheurelle Stadt, und niemals noch kamen mir die Menschen so nüchtig und versklavt vor. Dabei habe ich sie nirgends so tragikomisch selbstzufrieden gesehen, wie in dem gierigen und schmutzigen Magen dieses Vielfraßes, der, vor Gier in völlige Idiotie verfallen, mit wildem viehischem Geheul Hirne und Nerven verschlingt...

Nur mit Furcht und Schmerz kann man von diesen Menschen sprechen.

Heulend und krachend jagt der Hochbahnwagen über die Schienen, durch die schmale Gasse zwischen den Häusermauern, in Höhe der dritten Stockwerke, die gleichförmig mit eisernen Balkongittern und Feuerleitern besponnen sind. Die Fenster stehen offen, und fast durch jedes von ihnen sieht man Menschen. Die einen arbeiten, nähen oder rechnen, die Köpfe über Schreibpulte gebeugt.

Andere sitzen einfach am Fenster, mit der Brust an das Fensterbrett gelehnt, und schauen den Zügen nach, die jede Minute an ihnen vorbeirrasen. Greise, junge Leute, Kinder — alle sind gleich lautlos und eintönig still, gewöhnt an das Hasten ohne Ziel, gewöhnt zu glauben, daß es hier doch ein Ziel gebe. In ihren Augen liegt kein Zorn auf die Tyrannei des Eisens, kein Haß auf seinen Triumph. Die vorbeiritternden Waggons lassen die Häuserwände erbeben, die Brüste der Frauen erzittern, die Köpfe der Männer zucken, an den Balkongittern hängen Kinderkörper und zucken auch, sie lernen, dies ekelhafte Leben als etwas Selbstverständliches, Unvermeidliches hinzunehmen. In Hirnen, die jeden Moment einen Stoß erhalten, hat der Gedanke wohl kaum die Möglichkeit, seine kühnen, schönen Muster zu knüpfen, ihnen kann kein lebensfröher, mutiger Traum entspringen.

Eben gleitet das dunkle Gesicht einer alten Frau vorbei; sie trägt eine schmutzige, vorn aufgeknöpfte Bluse. Die gepeinigte, vergiftete Luft hat dem Zug den Weg freigegeben und sich erschreckt in die Fenster gestürzt; das graue Haar auf dem Kopf der Alten flattert auf wie die Flügel eines grauen Vogels. Sie schließt die bleiernen, erloschenen Augen. Und dann ist sie verschwunden.

Im trüben Innern der Zimmer sieht man die Gitterstäbe eiserner, mit Lumpen bedeckter Bettstellen, auf den Tischen schmutziges Geschirr und Speisereste. Der Blick sehnt sich nach Blumen an den Fenstern, sucht nach einem Menschen, der ein Buch in der Hand hielt. Die Mauern strömen am Auge vorbei, als seien sie geschmolzen, sie fließen einem als schmutziger Strom entgegen, und im schnellen Lauf dieses Stromes regen sich bedrückt die lautlosen Menschen.

Hinter einem staubblinden Fenster blitzt ein kahler Schädel auf. Er schaukelt gleichmäßig über einer Werkbank. Ein rothaariges schlankes Mädchen sitzt am Fenster, strickt einen Strumpf und zählt die Maschen mit ihren dunklen Augen. Ein Luftstoß läßt sie ins Zimmer zurück schwanken, aber sie wendet kein Auge von der Arbeit und ordnet das vom Wind zerzauste Kleid nicht. Zwei Jungen, sie mögen fünf Jahre alt sein, bauen auf einem Balkon ein Häuschen aus Spänen. Es zerfällt von der Erschütterung. Die Kinder haschen mit ihren Pfötchen nach den dünnen Spänen, damit sie nicht durch das Balkongitter auf die Straße hinunterfallen, und werfen gleichfalls keinen Blick auf den Urheber der Störung ihres Plans. Wieder und wieder huschen Gesichter in den Fenstern vorbei, wie Splitter von etwas Großem, Kompaktem, das aber in winzige Stäubchen zermälmt, in Kies zermahlen ist.

Vom wilden Rasen des Waggons vorwärtsgestoßen, läßt die Luft die Kleider und Haare der Menschen flattern, schlägt ihnen als warme, stickige Welle ins Gesicht, treibt ihnen tausende Töne ins Ohr, wirft ihnen feinen, ätzenden Staub in die Augen, blendet sie, betäubt sie mit ihrem langgezogenen, ununterbrochenen Heulen...

Einen lebendigen Menschen, der denkt, dessen Hirn Träume, Bilder, Gestalten formt und Wünsche gebiert, ein Mensch, der Sehnsucht empfindet, etwas will, etwas anderes ablehnt, wartet — einen lebendigen Menschen würde es stören, dieses wilde Heulen, Kreischen und Krachen, dieses Beben der Mauersteine und dieses feige Zittern der Fensterscheiben. Empört verließe er das Haus und zerstörte, vernichtete die abscheuliche Hochbahn; er zwänge das freche Heulen des Eisens zu verstummen, denn er ist der Herr des Lebens, das Leben ist für ihn da, und alles, was ihn am Leben hindert, muß vernichtet werden.

Doch die Menschen in den Häusern der Stadt des Gelben Teufels nehmen ruhig alles hin, was den Menschen abtötet.

Tiefer, unter dem eisernen Netz der Hochbahn, regen sich im Schmutz und Staub des Straßenpflasters lautlos die Kinder, lautlos, obwohl sie lachen und schreien wie die Kinder der ganzen Welt, denn in dem Dröhnen über ihren Köpfen gehen ihre Stimmen unter wie Regentropfen im Meer. Sie gleichen Blumen, die eine rohe Hand aus den Fenstern der Häuser in den Straßen-Schmutz geworfen hat. Ihre Körper saugen die fetten Ausdünstungen der Stadt ein, sie sind bleich und gelb, ihr Blut ist vergiftet, ihr Nervensystem aufgepeitscht vom unheil verkündenden Kreischen rostigen Eisens und vom finsternen Heulen der unterjochten Blitze.

Und man fragt sich: können denn diese Kinder jemals zu gesunden, kühnen, stolzen Menschen heranwachsen? Als Antwort hört man von allen Seiten Knirschen, höhnisches Gelächter und böses Kreischen.

Der Zug rast an East Side vorbei, dem Viertel der Armen, der Abraumgrube dieser Stadt. Die tiefen Rillen der Straßen führen die Menschen irgendwohin ins Stadtinnere, dort muß — so stellt man sich vor — ein riesiges, unergründliches Loch sein, ein Kessel oder ein Tiegel, in den sich alle diese Menschen ergießen, und dort wird aus ihnen Gold geschmolzen. In den Straßengräben wimmelt es von Kindern.

Ich habe sehr viel Elend gesehen, sein grünes, blutleeres, knochiges Antlitz ist mir gut bekannt. Überall habe ich seine von Hunger abgestumpften und vor Gier glühenden, listigen und rachsüchtigen oder sklavisch demütigen, jedoch stets

unmenschlichen Augen gesehen, aber die Schrecken des Elends von East Side sind das Düsterste, was mir je begegnet ist.

In diesen Straßen, die mit Menschen vollgefropft sind, wie Säcke mit Korn, suchen die Kinder in den Müllkästen am Straßenrand gierig nach verfaultem Gemüse und schlungen es, mitten in ätzendem Staub und in beißender Schwüle, mitsamt dem Schimmel sofort herunter.

Finden sie eine verfaulte Brotrinde, so entbrennen unter ihnen wilde Feindschaft; von der Gier überwältigt, sie zu verschlingen, raufen sie sich wie junge Hunde. Gefräßigen Tauben gleich, bedecken sie in Schwärmen das Pflaster; um ein, zwei Uhr nachts und noch später wählen sie immer noch im Schmutz herum, diese kläglichen Mikroben des Elends, diese lebendige Anklage gegen die Gier der reichen Sklaven des Gelben Teufels.

An den Ecken der schmutzigen Straßen stehen irgendwelche Öfen oder Roste, dort kocht etwas, und der Dampf, der durch ein dünnes Rohr entweicht, läßt eine kleine Pfeife an der Rohrspitze aufwinseln. Das schrille ohrenbetäubende Pfeifen durchbohrt mit seiner zitternden Spitze alle sonstigen Töne der Straße, es zieht sich unendlich in die Länge wie ein blendend weißer kalter Faden, es windet sich einem um die Kehle, bringt die Gedanken im Kopf in Verwirrung, macht dich wild, treibt dich unbekannt wohin, und zittert, ohne auch nur einen Moment zu verstummen, in dem fäulnisfüllten Geruch, der hier die Luft verschluckt hat, es zittert höhnisch und durchdringt mit boshafter Wut dieses Leben im Schmutz.

Der Schmutz ist hier ein Element, alles ist von ihm durchtränkt: die Häusermauern, die Fensterscheiben, die Kleidung der Menschen, die Poren ihres Körpers, ihre Hirne, ihre Wünsche, ihr Denken...

In diesen Straßen wirken die finsternen Torhöhlen wie fäulniszerfressene Wunden im Gestein der Mauern. Wirft man einen Blick in diese Tore, so sieht man müllbedeckte schmutzige Treppenstufen, und es scheint einem, als sei dort drinnen alles zerstzt und eitrig, wie im Innern einer Leiche. Und die Menschen dort erscheinen einem wie Würmer...

Vor einer Tür steht eine hochgewachsene Frau mit großen dunklen Augen: sie hält ein Kind in den Armen, ihre Bluse steht offen, und kraftlos hängt wie ein langer Beutel ihre bläuliche Brust herab. Das Kind schreit, es kratzt mit den Fingern am schlaffen, hungrigen Körper der Mutter, preßt immer wieder sein Gesicht dagegen, schmatzt mit den Lippen, verstummt für einen Moment, um dann noch stärker zu schreien und mit den Händen und Füßen gegen die Brust der

Mutter zu schlagen. Sie steht da wie versteinert, ihre Augen sind rund gleich denen einer Eule — starr blicken sie auf einen Punkt. Man fühlt: dieser Blick ist für nichts außer Brot empfänglich. Ihre Lippen sind fest aufeinandergepreßt, sie atmet durch die Nase, und ihre Nasenflügel zittern, wenn sie die dickflüssige, stark riechende Straßenluft einzieht; hier lebt ein Mensch ganz in der Erinnerung an die gestern verschlungene Nahrung, im Traum von einem Stück Brot, das er vielleicht einmal essen wird. Das Kind schreit, und sein kleiner gelber Körper windet sich in Zukünften — aber sie hört seine Schreie nicht, spürt nicht seine Schläge...

Ein hochgewachsener dürrer Greis, ohne Hut auf dem ergrauten Kopf, mit dem Gesicht eines Raubvogels, stochert, die roten Lider der entzündeten Augen zusammengekniffen, behutsam in einem Müllhaufen herum; er liest Kohlenstückchen aus. Nähert man sich ihm, so wendet er ungeschickt wie ein Wolf, den ganzen Rumpf und sagt irgend etwas.

An einen Laternenpfosten gelehnt, blickt ein sehr bleicher ausgemergelter Jüngling mit seinen grauen Augen die Straße hinunter und wirft von Zeit zu Zeit seinen Lockenkopf zurück. Seine Hände stecken tief in den Hosentaschen, und krampfhaft zucken seine Finger...

Hier, in diesen Straßen, ist der Mensch bemerkbar, hier hört man seine erzürnte, gereizte, rachsüchtige Stimme. Hier hat der Mensch ein Gesicht — es spricht von Hunger, Erregung und leidvollem Sehnen. Man sieht, daß die Menschen Gefühle haben, man merkt, daß sie denken. Es wimmelt von ihnen in den schmutzigen Rinnen, sie reiben sich aneinander, wie Müll im trüben Wasserstrom; sie werden herumgewirbelt und gedreht von der Gewalt des Hungers, die brennende Gier nach etwas Eßbarem läßt sie aufleben.

In Erwartung von Nahrung, in Träumen von der Wollust, satt zu sein, ziehen sie die giftgesättigte Luft ein, und in der dunklen Tiefe ihrer Seelen keimen messerscharfe Gedanken, listige Gefühle, verbrecherische Wünsche.

Sie gleichen krankheimerregenden Mikroben im Magen der Stadt, und die Zeit wird kommen, wo sie diese Stadt mit den gleichen Giften verseuchen werden, mit denen sie jetzt so freigiebig füttert!

Der Jüngling am Laternenpfahl wirft von Zeit zu Zeit den Kopf zurück, er beißt seine hungrigen Zähne fest aufeinander. Ich glaube zu verstehen, was er denkt und was er will: mir scheint, es verlangt ihn danach, Hände von fürchterlicher Kraft und Flügel auf dem Rücken zu haben. Er will es, um sich eines Tages über die Stadt erheben zu können, um seine Hände wie zwei stählerne Hebel

in sie zu versenken und in ihr alles zu einem einzigen Müll- und Schutthaufen zu vermengen — Ziegel und Perlen, Gold und Sklavenfleisch, Glas und Millionäre, den Schmutz, die Idioten, die Tempel, die schmutzvergifteten Bäume und diese stumpfsinnigen, vielstöckigen Wolkenkratzer, um alles, die ganze Stadt zu vermengen in einen Haufen, in einen Teig aus Schmutz und Menschenblut, in ein übles Chaos. Im Hirn des Jünglings ist dieser fürchterliche Wunsch natürlich wie die Beule am Körper eines Entkärteten. Wo es viel Sklavenarbeit gibt, dort bleibt kein Raum für den freien schöpferischen Gedanken, dort können nur die Ideen der Zerstörung blühen, die giftigen Blumen der Rache und die unbändigen Proteste des Tieres. Das ist begreiflich; wer die Seele eines Menschen verkrüppelt, darf von ihm keine Gnade erwarten.

Der Mensch hat ein Recht auf Rache, und Menschen sind es, die ihm dieses Recht geben.

Am trüben, rußbedeckten Himmel geht der Tag zur Neige. Die riesigen Häuser werden noch finsterer und massiger. Hier und dort blinken in ihrem finsternen Schoß Lichter auf und glänzen wie die gelben Augen seltsamer Tiere, die den toten Reichtum dieser Grabstätten die ganze Nacht lang hüten müssen.

Die Menschen haben ihr Tagwerk getan, und ohne darüber nachzudenken, wozu sie es taten und ob sie diese Arbeit überhaupt nötig hatten, laufen sie nun schnell, um sich schlafen zu legen. Die Bürgersteige sind überflutet von dunklen Strömen menschlicher Körper. Alle Köpfe sind mit den gleichen runden Hüten bedeckt, und alle Hirne schlafen schon — man sieht es an den Augen. Die Arbeit ist aus, jetzt braucht man an nichts mehr zu denken. Alle denken nur bei der Arbeit für den Brotherrn, für sich selbst haben sie nichts zu denken; solange es Arbeit gibt, solange gibt es auch Brot und die billigen Freuden des Lebens, und sonst braucht der Mensch nichts in der Stadt des Gelben Teufels.

Die Menschen gehen zu ihren Betten, ihren Frauen, ihren Männern, und werden sich nachts, in den schwülen Zimmern, schweißbedeckt und schlüpfig vor Schweiß, umarmen, damit der Stadt neuer, frischer Fraß geboren werde...

So gehen sie dahin. Du hörst kein Lachen, kein fröhliches Gespräch, und nirgends blitzt ein Lächeln auf.

Automobile quäken, Peitschen knallen, dröhnen summen die Leitungsdrähte, und dazwischen rattern die Wagons. Wahrscheinlich spielt irgendwo Musik.

Schrill rufen die Zeitungsjungen die Blätter aus. Das gemeine Plärren eines Leierkastens und

irgendein Aufschrei vereinen sich zur tragikomischen Umarmung von Mörder und Schaubudenclown. Willenlos gehen sie weiter, die kleinen Leute, wie Steine, die einen Berg hinabrollen...

Immer mehr gelbe Lichter flammen auf, ganze Mauern sind bedeckt mit flammenschillernden Worten von Bier und Whisky, Seife, neuen Rasierklingen, Hüten, Zigarren und Theatern. Doch das Rattern des vom Gold mit gierigen Stößen durch alle Straßen getriebenen Eisens wird nicht leiser. Jetzt, wo überall die Lichter brennen, wird das pausenlose Heulen noch bedeutsamer, jetzt gewinnt es einen neuen Sinn, eine noch drückendere Gewalt.

Von den Häusermauern, den Reklameschildern und aus den Fenstern der Restaurants ergießt sich das blendende Licht geschmolzenen Goldes. Frech und marktschreierisch flackert es triumphierend, wohin man blickt, und peinigt die Augen, entstellt die Gesichter mit seinem kalten Glanz. In seinem listigen Glitzern züngelt die wilde Gier, den Menschen die winzigen Körnchen ihres Verdienstes aus den Taschen zu locken, es zieht sein animierendes Blinzeln zu flammenden Worten zusammen, mit diesen Worten ruft es die Arbeiter schweigend zu billigen Freuden und bietet ihnen Bequemlichkeiten an...

Fürchterlich viel Feuer gibt es in dieser Stadt! Anfangs scheint das schön zu sein, erregt und stimmt heiter. Das Feuer ist ja das freieste Element, das stolze Kind der Sonne. Blüht es in seiner üppigen Kraft auf, so schillern seine Blumen und leben herrlicher, als alle Blumen der Erde. Es läutert das Leben, es kann alles Hinfällige, alles, was tot und schmutzig ist, vernichten.

Doch wenn man in dieser Stadt sieht, wie die Flammen eingesperrt sind in durchsichtige Glaskerker, dann versteht man, daß das Feuer hier ebenso versklavt ist wie alles andere. Es dient dem Golde, es ist für das Gold da, dem Menschen aber ist es fremd und feindlich...

Wie alles übrige, wie Eisen, Stein und Holz, so ist auch das Feuer mitverschworen gegen den Menschen; es blendet ihn und ruft:

„Komm her!“ ;

Und dann verlangt es lockend:

„Gib dein Geld heraus!...“

Die Menschen folgen seinem Ruf, kaufen Kram, den sie nicht brauchen, und betrachten Schaustellungen, die sie verdummen.

Und es scheint einem, als ob irgendwo im Stadtzentrum ein großer Goldklumpen mit geilem Heulen und fürchterlicher Schnelligkeit rotiere und über alle Straßen kleine Stäubchen zerstreue, denen die Menschen den ganzen Tag gierig nachjagen, die sie suchen und rasch zusammenklauen. Aber kaum wird es Abend, so beginnt der Goldklumpen sich in entgegengesetzter Richtung

zu drehen, so entsteht ein kalter, hell leuchtender Wirbelwind, der die Menschen einsaugt, damit sie den am Tag eingefangenen Goldstaub zurückgeben. Sie geben immer mehr zurück als sie genommen haben, und am nächsten Morgen ist der Goldklumpen noch größer geworden, er dreht sich noch schneller, noch lauter klingt das triumphierende Geheul seines Sklaven, des Eisens, und das Dröhnen aller Kräfte, die er versklavt hat.

Noch gieriger, mit noch größerer Macht als gestern saugt er den Menschen das Blut und das Mark aus, damit sich dieses Blut, dieses Mark bis zum Abend in kaltes, gelbes Metall verwandle. Der Goldklumpen ist das Herz der Stadt. In seinem Pulsschlag besteht das ganze Leben und in der Ausdehnung seines Umfangs der ganze Sinn dieses Lebens.

Seinetwegen graben die Menschen den ganzen Tag die Erde, schmieden Eisen, bauen Häuser, atmen den Qualm der Fabriken ein, saugen mit den Poren ihres Körpers den Schmutz der vergifteten kranken Luft auf, seinetwegen verkaufen sie ihren edlen Körper.

Dieser schlimme Zauber betäubt ihre Seelen und macht die Menschen zu gefügigen Werkzeugen in der Hand des Gelben Teufels, zu Erz, aus dem Er unermüdlich das Gold schmilzt, das sein Fleisch ist und sein Blut.

Aus der Ode des Ozeans kommt die Nacht und haucht die Stadt mit ihrem kühlen salzigen Atem an. Die kalten Lichter durchbohren sie wie tauende Pfeile, sie aber schreitet dahin und hüllt mitleidig die Häßlichkeit der Häuser, die Abscheulichkeit der engen Straßen in dunkle Gewänder, breitet ihren Schleier über die schmutzigen Lumpen des Elends. Wildes Geheul gierigen Wahnsinns tönt ihr entgegen und zerreißt ihre Stille, sie aber schreitet dahin und löscht langsam den frechen Glanz des versklavten Feuers, bedeckt mit weicher Hand die Eiterbeulen der Stadt.

Ist sie aber in das Netz der Straßen gelangt, so fehlt ihr die Kraft, mit ihrem frischen Hauch die giftigen Ausdünstungen der Stadt zu besiegen und zu vertreiben. Sie scheuert sich wund an den von der Sonne erwärmteten Mauern, kriecht über rostiges Dachblech, durch den Schmutz des Pflasters, wird durchdrungen von giftigem Staub, atmet Gerüche ein und läßt schließlich kraftlos die Flügel hängen und bleibt unbeweglich auf den Häuserdächern und in den Straßengossen liegen. Das einzige, was von ihr blieb, ist die Finsternis, ihre Frische und Kühle aber sind verschwunden, aufgesogen von den Steinen, dem Eisen, dem Holz, den verschmutzten Lungen der Menschen. Ihre Stille, ihre Poesie ist verlorengegangen...

Im schwülen Dunst schlält die Stadt ein, und sie knurrt, wie ein riesiges Tier. Sie hat am Tag

zu viel zusammengefressen, es ist ihr heiß und schlimme, schwere Träume beängstigen sie.

Noch einmal blinkt ein Licht auf und verlöscht — es hat seinen jänmerlichen Dienst als Provokateur, als Lakai der Reklame geleistet. Die Häuser schlürfen die Menschen ein in ihre steinernen Eingeweide, einen nach dem anderen.

An der Straßenecke steht ein hochgewachsender, gebeugter, hagerer Mann und blickt teilnahmslos mit farblosen Augen nach links, nach rechts. Langsam wendet er den Kopf. Wohin soll er gehen? Alle Straßen sind gleich, und die Häuser sehen sich mit den blinden Augen der Fensteröffnungen an, eins wie das andere gleichgültig und tot...

Schwere Sehnsucht würgt dich mit warmer Hand und beengt die Brust. Unbeweglich liegen die Tagesausdünstungen der verfluchten, unglücklichen Stadt als durchsichtige Wolke über den Dächern. Durch diesen Schleier hindurch blinken aus unerreichbarer Himmelshöhe matt die stillen Sterne.

Der Mann hat den Hut abgenommen, den Kopf nach oben gewendet und schaut hinauf. Die Höhe der Häuser dieser Stadt hat den Himmel hier weiter als an jedem anderen Ort von der Erde fortgestoßen. Die Sterne sind klein, einsam...

In der Ferne klingt beunruhigend ein metallisches Trompetensignal. Durch die langen Beine des Mannes läuft ein sonderbares Zucken, und langsam geht er mit gesenktem Kopf und lässigen Armbewegungen in eine der Straßen hinein. Es ist

sich schon spät, immer verlassener werden die Straßen. Die kleinen Menschen, die man noch vereinzelt sieht, verschwinden wie Fliegen, als lösten sie sich in der Finsternis auf. An den Straßen ecken stehen reglos Polizisten in grauen Hüten und mit Knüppeln in der Hand. Mit langsam mahlenden Kiefern kauen sie Tabak.

Der Mann geht vorbei an ihnen, an den Pfosten der Telephonleitung, an einer Unzahl schwarzer Türen in den Häuserwänden, schwarzer Türen, die schlaftrig mit viereckigen Mäulern gähnen. Irgendwo in der Ferne rattert und heult eine Straßenbahn. Die Nacht ist in den tiefen Straßenschächten erstickt, die Nacht ist tot.

Der Mann geht weiter, gleichmäßig setzt er ein Bein vor das andere, und sein langer, vorgebeugter Oberkörper neigt sich bald nach rechts, bald nach links. In seiner Gestalt liegt etwas Nachdenkliches, etwas Unentschlossenes, aber dennoch Entschließendes...

Mir scheint, er ist ein Dieb.

Es ist angenehm, jemand zu sehen, der sich in den schwarzen Netzen der Stadt als lebender Mensch empfindet.

Den aufgesperrten Fenstern entströmt der ekel erregende Geruch menschlichen Schweifses.

In der schwülen, herzbeklemmenden Finsternis werden von Zeit zu Zeit unverständliche, dumpfe schlaftrige Töne laut...

Das sind die Fieberträume der finsternen Stadt des Gelben Teufels. Sie ist eingeschlafen.

1906

## Einer der Könige der Republik

Die Stahl-, Petroleum- und alle sonstigen Könige der Vereinigten Staaten brachten meine Phantasie immer in Verlegenheit. Ich konnte mir die Besitzer von so viel Geld nicht als gewöhnliche Menschen vorstellen.

Mir schien, jeder von ihnen müßte mindestens drei Mägen haben und im Mund so an die hundert- und fünfzig Zähne. Ich war überzeugt, daß ein Millionär jeden Tag von sechs Uhr früh bis zwölf Uhr nachts ununterbrochen, ohne Pause — ißt. Er vertilgt die teuerste Nahrung: Gänse, Truthühner, Spanferkel, Radieschen in Butter, Pudding, Keks und andere leckere Dinge. Gegen Abend sind seine Kiefer von der Arbeit so erschöpft, daß er sich die Speise von Negern vorkaufen läßt und sie nur noch schluckt. Schließlich ist er völlig entkräftet, und die Neger tragen den in Schweiß Gebadeten und nach Atem Ringenden ins Bett. Am Morgen aber, um sechs Uhr, nimmt er sein qualvolles Leben wieder auf.

Doch selbst bei einer solchen Anspannung aller Kräfte kann er nicht einmal die Hälften der Zinsen seines Kapitals verzehren.

Das ist natürlich ein schweres Leben. Doch was soll er machen? Was für einen Sinn hätte es, Millionär zu sein, wenn man nicht einmal mehr essen könnte als ein gewöhnlicher Sterblicher?

Mir schien, er müsse Wäsche aus Brokat tragen, seine Stiefelabsätze müßten mit goldenen Nägeln beschlagen sein, und statt eines Hutes trüge er ein Ding aus Brillanten auf dem Kopf. Sein Gehrock, aus dem teuersten Samt genäht und mindestens fünfzig Fuß lang, ist mit goldenen Knöpfen in einer Gesamtzahl von nicht weniger als dreihundert Stück verziert. An Feiertagen kleidet er sich in acht Gehröcke und sechs Paar Hosen auf einmal. Freilich — das ist unbequem und hemmt die Bewegung... Aber wenn man so reich ist, kann man sich doch nicht wie alle andern kleiden...

Die Tasche eines Millionärs hielt ich immer für eine Grube, in der man mit Leichtigkeit eine Kirche, das Seriatsgebäude und alles, was sonst noch gebraucht wird, unterbringen kann... Stellte ich mir das Fassungsvermögen des Bauches eines solchen Gentleman wie den Laderraum eines soliden Ozeandampfers vor, so konnte ich mir von der Länge der Beine und Hosen dieses Wesens keine Vorstellung machen. Ich dachte jedenfalls, die Decke, unter der er schläft, müsse mindestens eine Quadratmeile groß sein. Und wenn er Tabak kauft, so gewiß den besten und an die zwei Pfund auf einmal. Sollte er aber schnupfen, dann nicht weniger als ein Pfund bei jeder Prise. Geld will eben ausgegeben sein...

Seine Finger sind erstaunlich feinfühlig, durch Zauberkraft können sie sich nach Wunsch verlängern: wittert er in Neuyork, daß irgendwo in Sibirien ein Dollar reif geworden ist, so streckt er seine Hand über die Beringstraße und pflückt seine Lieblingsfrucht, ohne sich vom Platz zu rühren.

Seltsamerweise konnte ich mir bei alledem nicht vorstellen, wie denn der Kopf dieses Ungeheuers aussieht. Mehr noch, der Kopf erschien mir völlig überflüssig bei einer solchen Masse von Muskeln und Knochen, die von der Sucht beseelt sind, aus allem Gold zu pressen. Überhaupt war meine Vorstellung von einem Millionär unfertig. Da waren, kurz gesagt, vor allem die langen, elastischen Arme. Sie haben den ganzen Erdball umklammert und halten ihn an eine große, dunkle Schnauze, und diese Schnauze saugt, zast und kaut an ihm, an unserem Planeten, und bespritzt ihn mit gierigem Speichel wie eine heiße gebackene Kartoffel...

Sie können sich meine Verwunderung vorstellen, als ich einem Millionär begegnete und sehen mußte, daß das ein ganz gewöhnlicher Mensch war.

Vor mir saß ein hochgewachsener, dürrer Greis in einem tiefen Sessel, seine braunen, runzligen Hände von gewöhnlicher menschlicher Größe hielt er ruhig auf dem Bauch von durchaus normalem Ausmaß gefaltet. Seine schlaffe Gesichtshaut war sorgfältig rasiert, die müde herabhängende Unterlippe entblößte ein gutgefertigtes Gebiß mit zahlreichen Goldzähnen. Die rasierte Oberlippe, blutleer und dünn, haftete fest an seiner Kauvorrichtung und bewegte sich kaum, wenn der alte Mann sprach. Die farblosen Augen hatten keine Brauen, der mattweiße Schädel war völlig unbehaart. Mir schien, diesem Gesicht fehle es nur an etwas Haut, um, rötlich, unbeweglich und glatt, wie es war, an das Gesicht eines neugeborenen Kindes zu erinnern. Man konnte schwer sagen, ob dieses Wesen sein Leben erst begann oder ob es sich schon dessen Ende näherte...

Gekleidet war er auch wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Der Ring, die Uhr und die Zähne waren das ganze Gold, das er an sich trug. Alles in allem mochte es nicht einmal zweihundert Gramm wiegen. Im allgemeinen erinnerte dieser Mann an einen alten Diener aus einem aristokratischen Hause Europas...

Das Zimmer, in dem er mich empfing, wies keinen sinnverirrenden Luxus auf, es entzückte auch nicht durch Schönheit. Die Möbel waren solide, das ist alles, was man darüber sagen könnte.

Wahrscheinlich hat dieses Haus manchmal Elefantenbesuch,— auf diesen Gedanken brachten mich die Möbel.

„Sie sind... der Millionär?“ fragte ich und traute meinen Augen kaum.

„O ja!“ antwortete er und nickte überzeugt.

Ich tat, als glaube ich ihm, und beschloß, ihn sofort zu überführen.

„Wieviel Fleisch können Sie zum Frühstück essen?“ fragte ich ihn.

„Ich esse kein Fleisch“, erklärte er. „Ein Scheibchen Apfelsine, ein Ei, eine kleine Schale Tee, das ist alles...“

Vor mir glänzten matt die unschuldigen Säuglingsaugen wie zwei trübe Wassertropfen, und ich konnte in ihnen auch nicht den Funken einer Lüge entdecken.

„Gut!“ sagte ich bestürzt. „Aber seien Sie ehrlich, sagen Sie mir offen, wievielmal am Tag essen Sie?“

„Zweimal!“ antwortete er ruhig. „Frühstück und Mittagessen genügen mir vollauf. Zum Mittagessen einen Teller Suppe, zartes Fleisch und eine süße Nachspeise. Obst. Eine Schale Kaffee. Eine Zigarette...“

Meine Verwunderung wuchs so schnell wie ein Kürbis. Er betrachtete mich mit den Augen eines Heiligen. Ich holte Atem und sagte:

„Wenn das alles wahr ist, was machen Sie dann mit Ihrem Geld?“

Da hob er ein wenig die Schultern, die Augäpfel in ihren Höhlen kamen in Bewegung, und er antwortete:

„Ich mache damit mehr Geld...“

„Wozu?“

„Um noch mehr Geld zu machen...“

„Wozu?“ fragte ich noch einmal.

Er beugte sich zu mir vor, mit den Ellenbogen auf die Sessellehne gestützt, und fragte mit einer Spur von Interesse:

„Sind Sie vielleicht verrückt?“

„Und Sie?“ antwortete ich mit einer Gegenfrage.

Der Alte neigte den Kopf und sagte gedehnt durch sein goldenes Zahngatter:

„Ein komischer Kauz... So einen sehe ich wohl zum erstenmal...“

Dann hob er den Kopf, zog den Mund auseinander, daß er fast bis an die Ohren reichte, und musterte mich schweigend. Nach seinem ruhigen Gesichtsausdruck zu urteilen, betrachtete er sich als einen durchaus normalen Menschen. An seiner Krawatte bemerkte ich eine Nadel mit einem kleinen Brillanten. Wäre dieser Stein von der Größe eines Stiefelabsatzes gewesen, dann hätte ich vielleicht noch etwas begriffen.

„Womit befassen Sie sich?“ fragte ich.

„Ich mache Geld!“ antwortete er kurz und zog die Schultern hoch.

„Also ein Falschmünzer!“ rief ich erfreut; mir schien, ich käme der Enthüllung des Geheimnisses allmählich näher. Doch da begann er leise zu schlucken. Sein ganzer Körper schüttelte sich, als kitzle ihn eine unsichtbare Hand unter den Achseln. Er blinzelte mit den Augen.

„Das ist lustig!“ sagte er, als er sich beruhigt hatte, und ließ einen zufriedenen Blick wie Wasser über mein Gesicht rieseln. „Fragen Sie mich doch noch etwas!“ bot er mir an und blies aus irgend einem Grund die Backen auf.

Ich dachte einen Augenblick nach und stellte ihm dann entschlossen die Frage:

„Wie machen Sie denn Geld?“

„Ah! Ich begreife!“ sagte er, verständnisvoll nickend. „Das ist höchst einfach. Ich habe Eisenbahnen. Die Farmer erzeugen Waren. Ich befördere sie zu den Märkten. Man berechnet, wieviel Geld man dem Farmer lassen muß, damit er nicht verhungert und weiterarbeiten kann, und alles übrige nimmt man sich als Frachttarif. Höchst einfach.“

„Und die Farmer sind damit zufrieden?“

„Nicht alle, glaube ich!“ sagte er mit kindlicher Treuerzigkeit. „Aber es heißt doch, niemals und durch nichts könnten ausnahmslos alle Menschen zufriedengestellt werden. Es gibt immer murrende Sonderlinge...“

„Und die Regierung hindert Sie nicht daran?“ fragte ich bescheiden.

„Die Regierung?“ wiederholte er und dachte nach, wobei er sich mit den Fingern die Stirn rieb. Dann nickte er, als erinnere er sich an etwas. „Ach so... die dort... in Washington? Nein, die hindern mich nicht. Das sind ganz patente Kerle... Unter ihnen sind ein paar aus meinem Klub. Aber man bekommt sie selten zu sehen... Deshalb vergißt man manchmal, daß sie da sind. Nein, die stören nicht“, wiederholte er, um dann sofort neugierig zu fragen:

„Gibt es denn Regierungen, die die Leute hindern, Geld zu machen?“

Ich geriet in Verlegenheit über meine Naivität und seine Weisheit.

„Nein“, sagte ich leise, „das hatte ich nicht gemeint... Sehen Sie, ich dachte mir, die Regierung

müßte doch manchmal offensichtliche Plünderung verbieten...“

„Aber, aber!“ entgegnete er. „Das ist Idealismus. Das ist hier nicht der Brauch. Die Regierung hat kein Recht, sich in Privatangelegenheiten einzumischen.“

Meine Bescheidenheit wuchs noch mehr angesichts dieser gelassenen Weisheit eines Kindes.

„Ist es denn eine Privatangelegenheit, wenn viele Menschen durch einen einzelnen in den Ruin gestürzt werden?“ erkundigte ich mich höflich.

„Ruin?“ wiederholte er und riß die Augen weit auf. „Ruin ist, wenn die Arbeitskräfte teuer sind. Und wenn gestreikt wird. Aber wir haben die Einwanderer. Die drücken immer den Lohn der Arbeiter herunter und sind gern bereit, die Streikenden zu ersetzen. Wenn genug solcher Leute im Lande sein werden, um billig zu arbeiten und viel zu kaufen, dann wird alles gut.“

Er wurde etwas lebhafter und sah nun weniger wie eine Kombination von Greis und Säugling aus. Seine dünnen dunklen Finger rührten sich, und schneller knarrte die trockene Stimme in meinen Ohren:

„Die Regierung? Das ist womöglich eine interessante Frage, ja. Man braucht eine gute Regierung. Sie hat folgende Aufgaben zu lösen: im Lande muß es soviel Einwohner geben, wie ich sie brauche, damit sie mir alles abkaufen, was ich verkaufen will. Es muß soviel Arbeiter geben, daß ich keinen Mangel an ihnen leide. Aber — nicht einen mehr! Dann wird es keine Sozialisten geben. Und keine Streiks. Die Regierung darf keine hohen Steuern erheben. Alles, was das Volk hergeben kann, werde ich selbst nehmen. So etwas nenne ich eine gute Regierung.“

„Er offenbart seine Dummheit; das ist zweifellos ein Zeichen dafür, daß er sich seiner Größe bewußt ist“, dachte ich. „Er muß wirklich ein König sein...“

„Was ich brauche“, fuhr er in sicherem und festem Ton fort, „ist, daß im Lande Ordnung herrscht. Die Regierung stellt gegen ein geringes Entgelt verschiedene Philosophen ein, die das Volk jeden Sonntag mindestens acht Stunden lang lehren, die Gesetze zu achten. Reichen die Philosophen dazu nicht aus, so setze man eben Soldaten ein. Hier geht es nicht um die Methoden, sondern um das Resultat. Der Konsument und der Arbeiter sind verpflichtet, die Gesetze zu achten. Das ist alles!“ schloß er, mit seinen Fingern spielend.

„Nein, dummkopf ist er nicht, er dürfte kaum ein König sein!“ dachte ich und fragte: „Sind Sie mit der jetzigen Regierung zufrieden?“

Er zögerte etwas mit der Antwort.

„Sie leistet weniger, als sie könnte. Ich sage: vorläufig muß man Einwanderer ins Land lassen. Bei uns aber besteht politische Freiheit, die auch ihnen zugute kommt, und dafür müssen sie

zahlen. Möge jeder von ihnen wenigstens 500 Dollar mitbringen. Jemand, der 500 Dollar hat, ist zehnmal besser als jemand, der nur 50 besitzt... Gesindel — Landstreicher, Bettler, Kranke und sonstige Faulenzer — braucht man nirgends.“

„Aber das würde doch den Zustrom von Einwanderern einschränken...“, sagte ich.

Der Greis nickte zustimmend.

„Mit der Zeit werde ich den Vorschlag machen, die Tore des Landes vor ihnen gänzlich zu verschließen... Vorläufig aber mag jeder etwas Gold herbringen... Für das Land ist das von Nutzen. Später wird man die Frist für die Gewährung der Bürgerrechte verlängern müssen, bis man diese Möglichkeit schließlich ganz abschafft. Wer für uns Amerikaner arbeiten will, mag arbeiten, das heißt aber noch nicht, daß man ihnen die Rechte amerikanischer Staatsbürger geben muß. Es sind schon genug Amerikaner fabriziert worden. Jeder von ihnen ist selbst imstande, dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung des Landes sich vermehrt. All das ist Sache der Regierung. Man muß sie anders aufziehen. Alle Regierungsmitglieder müssen Aktionäre der Industrieunternehmen werden — dann werden sie die Interessen des Landes schneller und leichter begreifen. Jetzt bin ich gezwungen, mir die Senatoren zu kaufen, um sie davon zu überzeugen, daß ich... verschiedene Kleinigkeiten brauche. Dann wird das überflüssig sein...“

Er holte Luft, zuckte mit dem Bein und setzte hinzu:

„Nur vom Gipfel eines Bergs aus Gold hat man den richtigen Blick für das Leben.“

Jetzt, wo seine politischen Ansichten zur Genüge geklärt waren, fragte ich ihn:

„Und wie denken Sie über die Religion?“

„Oh!“ rief er aus, schlug sich aufs Knie und zuckte energisch mit den Brauen. „Sehr gut denke ich über sie! Die Religion — das ist das, was das Volk braucht. Ich glaube aufrichtig daran! Predige sogar sonntags selbst in der Kirche... Aber selbstverständlich!“

„Und was sagen Sie?“ fragte ich.

„Alles, was ein wahrer Christ in der Kirche sagen kann, alles!“ erwiderte er mit Überzeugung. „Ich predige natürlich in einer armen Gemeinde — die Armen bedürfen immer eines milden Wortes und einer väterlichen Belehrung... Ich sage ihnen...“

Sein Gesicht nahm für einen Augenblick einen Säuglingsausdruck an, gleich darauf aber preßte er die Lippen fest zusammen und wandte die Augen zur Zimmerdecke, wo kleine Amoretten schamhaft den entblößten Körper einer üppigen Frau verhüllten, der rosig war wie die Haut eines Yorkshire-Schweins. Seine farblosen Augen

reflektierten in ihrer Tiefe die Buntheit der Dekkenmalerei, und vielfarbige Funken glommen in ihnen auf. Leise hob er an:

„Brüder und Schwestern in Christo! Unterlieget nicht den Einflüsterungen des listigen Neideufels, werft alles Irdische von euch! Kurz ist das Erdenleben: nur bis zu vierzig Jahren ist der Mensch eine gute Arbeitskraft, nach Vierzig stellt ihn keine Fabrik mehr ein. Das Leben ist auf Sand gebaut. Ihr arbeitet, eine unsichere Handbewegung — und die Maschine zermalmt euch die Knochen, ein Sonnenstich — und alles ist aus! Allerorten lauern euch Krankheiten auf, allerorten Unglück! Ein Armer gleicht einem Blinden auf dem Dache eines hohen Hauses — wohin er auch geht, er muß fallen und zerschellen; also spricht der Apostel Jakob, der Bruder des Apostels Judas. Brüder! Ihr dürft dem Erdenleben keinen Wert beimesse — es ist ein Machwerk des Teufels, des Seelenräubers. Euer Reich, o geliebte Kinder Christi, ist nicht von dieser Welt, es ist, wie das Reich eures Vaters, im Himmel. Und so ihr euren Erdenweg in Stille und Geduld abschließet, ohne Klagen und Murren, so wird er euch aufnehmen in die paradiesischen Gefilde, und ewige Seligkeit wird euer Lohn sein für die Mühen auf Erden. Dieses Leben ist nur das Fegefeuer für eure Seelen, und je mehr ihr hier leidet, um so größere Seligkeit harrt eurer droben — also hat der Apostel Judas selbst gesagt.“

Er wies mit der Hand nach der Decke, überlegte einen Augenblick und fuhr dann kalt und fest fort:

„Ja, teure Brüder und Schwestern! Das ganze Leben hier ist leer und nichtswürdig, wenn wir es nicht der Nächstenliebe zum Opfer bringen, wer immer dieser Nächste auch sei. Lasset die Dämonen des Neids nicht Macht gewinnen über euer Herz! Wonach sollte es euch auch gelüsten? Eitel Tand sind die irdischen Güter, ein Blendwerk des Teufels. Wir alle müssen sterben, reich und arm, König und Kohlenhäuer, Bankier und Straßenkehrer. In den kühlen Gärten des Paradieses wird der Kohlenhäuer vielleicht König sein, während der König mit dem Besen die abgefallenen Blätter und das Papier von den Bonbons, die ihr dort jeden Tag essen werdet, von den Gartenwegen kehren wird. Brüder! Was soll man Wünsche hegen auf Erden, in diesem finsternen Wald der Sünde, in dem die Seele umherirrt wie ein Kind? Ziehet ein ins Paradies auf dem Wege der Liebe und Demut, duldet schweigend alles, was euch das Schicksal beschert. Liebet alle, auch solche, die euch erniedrigen...“

Wieder schloß er die Augen und fuhr, sich im Sessel wiegend, fort:

„Hört nicht auf die Menschen, die in euren Herzen das sündhafte Gefühl des Neides wecken durch Hinweis auf die Armut der einen und den

Reichtum der anderen. Diese Menschen sind Sendboten des Teufels, der Herr verbietet es, den Nächsten zu beneiden. Auch die Reichen sind arm, arm an der Liebe der anderen. Liebet den Reichen, denn er ist ein Erwählter Gottes! ruft Judas, der Bruder Christi, der Hohepriester des Tempels. Schenkt euer Ohr nicht der Predigt der Gleichheit und anderen Trugreden des Teufels. Was heißt Gleichheit hier auf Erden? Strebet nur danach, einander gleich zu sein in der Reinheit der Seele vor dem Antlitz eures Gottes. Traget euer Kreuz in Geduld, und eure Demut wird euch die Bürde erleichtern. Mit euch ist Gott, meine Kinder, und das ist alles, was ihr braucht!"

Der Alte verstummte, öffnete breit den Mund und warf mir, mit seinen Goldzähnen blitzend, einen triumphierenden Blick zu.

„Sie machen guten Gebrauch von der Religion!" bemerkte ich.

„O ja! Ich weiß, was sie wert ist", erwiderte er. „Ich sage Ihnen noch einmal: die Religion ist eine Notwendigkeit für die Armen. Sie gefällt mir. Auf Erden gehört alles dem Teufel, sagt sie. O Erdemensch — willst du deine Seele retten, so begehre nichts, taste nichts an in dieser Welt. Du wirst das Leben nach dem Tode genießen — im Himmel ist alles dein! Wenn die Menschen das glauben, dann kann man leicht mit ihnen fertig werden. Ja, Religion ist Öl. Je ausgiebiger wir die Maschine des Lebens mit ihr schmieren, desto weniger werden sich die Teile reiben, desto leichter hat es der Maschinist..."

„Ja, er ist ein König", entschied ich, und fragte ehrerbietig diesen Nachkommen eines gestrigen Schweinehirten:

„Und Sie betrachten sich als einen Christen?"

„O ja, selbstverständlich!" rief er im Brustton der Überzeugung. „Aber", er erhob die Hand und sagte mit Nachdruck: „gleichzeitig bin ich auch Amerikaner, und als solcher von großer Sittenstrengere..."

Sein Gesicht nahm einen tragischen Ausdruck an: er spitzte die Lippen und zog die Ohren zur Nase.

„Was wollen Sie damit sagen?..." erkundigte ich mich mit gedämpfter Stimme.

„Das muß aber unter uns bleiben!" warnte er mich leise. „Ein Amerikaner kann Christus nicht anerkennen!"

„Er kann nicht?" fragte ich nach einer Pause flüsternd.

„Natürlich nicht!" bestätigte er, gleichfalls flüsternd.

„Und warum?" fragte ich nach einer Weile.

„Er ist — ein uneheliches Kind!" Der Alte zwinkerte mir mit einem Auge listig zu und schaute sich vorsichtig um. „Sie verstehen doch? In Amerika kann ein illegitim Geborener kein Gott sein,

nicht einmal ein Beamter. Keine anständige Gesellschaft nimmt ihn auf. Kein Mädchen heiratet ihn. O wir sind sehr streng! Würden wir Christus anerkennen, so müßten wir alle illegitim Geborenen als anständige Menschen anerkennen... Selbst wenn es Kinder eines Negers und einer Weißen wären! Denken Sie doch, wie fürchterlich das wäre! Nicht wahr?"

Es mußte wirklich fürchterlich sein, denn die Augen des Alten färbten sich grün und wurden rund wie die einer Eule. Mit sichtlicher Mühe zog er die Unterlippe hoch und klebte sie fest an die Zähne. Sicher nahm er an, diese Grimasse mache sein Gesicht respektgebietend und streng.

„Sie können also einen Neger unter keinen Umständen als Menschen anerkennen?" erkundigte ich mich, bedrückt von der Moral dieses demokratischen Landes.

„Sind Sie aber ein naiver Bursche!" rief er bedauernd aus. „Das sind doch Schwarze! Die riechen ja. Wenn wir nur erfahren, daß ein Neger mit einer Weißen ehelich verkehrt hat, so lynchieren wir ihn. Einen Strick um den Hals und an einen Baum... Und damit basta! Wir sind sehr streng, wenn es um die Moral geht..."

Er flößte mir jetzt die Ehrfurcht ein, die man unwillkürlich einer nicht mehr ganz frischen Leiche gegenüber empfindet. Aber da ich die Aufgabe einmal in Angriff genommen hatte, mußte ich sie auch zu Ende führen. Also stellte ich ihm weitere Fragen, denn ich wollte den Prozeß der Mißhandlung der Wahrheit, Freiheit, Vernunft und all des Lichten, an das ich glaube, beschleunigen.

„Wie verhalten Sie sich zu den Sozialisten?"

„Das sind sie ja gerade, die Diener des Teufels!" erwiderte er rasch und schlug sich mit der Hand aufs Knie. „Die Sozialisten sind Sand in der Maschine des Lebens, Sand, der überall eindringt und das richtige Funktionieren des Getriebes verhindert. Unter einer guten Regierung darf es keine Sozialisten geben. In Amerika werden aber welche geboren. Also sind sich die Leute in Washington nicht ganz klar über ihre Aufgaben. Sie müssen den Sozialisten die Bürgerrechte entziehen. Das wäre schon etwas. Ich sage: die Regierung muß dem Leben näherstehen. Zu diesem Zweck müssen alle ihre Mitglieder unter den Millionären ausgewählt werden. Jawohl!"

„Sie sind wirklich ein ganzer Mann!" sagte ich.

„O ja!" bestätigte er und nickte bekräftigend. Jetzt war in seinem Gesicht nichts Kindliches mehr, und tiefe Falten gruben sich in seine Wangen.

Ich bekam Lust, ihn über die Kunst zu befragen.

„Wie verhalten Sie sich?...", begann ich, doch er hob den Finger und ergriff selbst das Wort.

„Der Sozialist hat Atheismus im Kopf und Anarchismus im Bauch. Seine Seele hat der Teufel

mit den Schwingen des Wahnsinns und der Wut befügelt... Zum Kampf gegen den Sozialisten braucht man mehr Religion und mehr Soldaten. Die Religion gegen den Atheismus, die Soldaten gegen die Anarchie. Schüttet dem Sozialisten erst einmal das Blei der Kirchenpredigten in den Kopf. Wenn ihn das nicht kuriert, dann mögen die Soldaten ihm den Bauch mit Blei füllen!..."

Er nickte überzeugt mit dem Kopf und sagte fest:

„Die Macht des Teufels ist groß!“

„O ja!“ pflichtete ich ihm gerne bei.

Zum erstenmal beobachtete ich den mächtigen Einfluß des gelben Teufels, des Goldes, in so krasser Form. Die ausgedörnten, von Gicht und Rheuma zerfressenen Knochen des Alten, sein schwächer, ausgemergelter Körper in dem alten Hattsack, dieses ganze Häuflein modernden Gerümpels war jetzt beseelt vom kalten und harten Willen des Gelben Vaters der Lüge und der geistigen Unzucht. Die Augen des Alten glänzten wie zwei neue Münzen, und alles an ihm wurde straffer und dürriger. Jetzt hatte er noch mehr Ähnlichkeit mit einem Diener, doch ich wußte nun schon, wer sein Herr war.

„Was denken Sie über die Kunst?“ fragte ich.

Er sah mich an, fuhr mit der Hand übers Gesicht und wischte den Ausdruck erbitterter Wut fort. Wieder erschien etwas Säuglinghaftes in seinen Zügen.

„Wie sagten Sie?“

„Was denken Sie über die Kunst?“

„Oh!“ antwortete er ruhig, „ich denke nicht über Kunst, ich kaufe sie einfach...“

„Das ist mir bekannt. Aber vielleicht haben Sie bestimmte Ansichten über Kunst, stellen ihr bestimmte Forderungen?“

„Ach so! Selbstverständlich habe ich Forderungen... Sie muß Spaß machen, diese Kunst — das verlange ich von ihr. Ich muß lachen können. Mein Geschäft gibt wenig Anlaß zum Lachen. Manchmal braucht das Gehirn eine Injektion zur Beruhigung... manchmal eine zur Anregung der Körperenergie. Wenn man Kunst an der Wand oder an der Zimmerdecke macht, so muß sie appetitanregend sein... Reklame ist mit den teuersten, grellsten Farben zu malen. Diese Reklame muß Sie schon von weitem an der Nase packen, wenn Sie noch eine Meile von ihr entfernt sind, und auf der Stelle dorthin bringen, wohin sie ruft. Dann macht sie sich bezahlt. Statuen und Vasen sollten besser aus Bronze sein als aus Marmor oder Porzellan; die Dienstboten zerbrechen Bronze nicht so oft wie Porzellan. Etwas Vorzügliches sind Hahnenkämpfe und Rattenjagden. Ich habe das in London gesehen... sehr schön! Auch Boxkämpfe sind schön, doch sollte man dabei keinen Totschlag zulassen... Musik muß patriotisch sein.“

Ein Marsch ist immer etwas Gutes, doch der beste Marsch ist der amerikanische. Amerika ist das beste Land der Welt, daher ist auch die amerikanische Musik die beste auf Erden. Gute Musik hat man immer dort, wo es gute Menschen gibt. Die Amerikaner sind die besten Menschen der Welt. Sie haben das meiste Geld. Niemand hat so viel Geld wie wir. Deswegen wird bald die ganze Welt zu uns gefahren kommen...“

Ich lauschte, wie selbstzufrieden dieses kranke Kind schwatzte, und gedachte voll Dankbarkeit der Wilden Tasmaniens. Man sagte, das seien auch Kannibalen, doch ist bei ihnen immerhin das ästhetische Gefühl entwickelt.

„Besuchen Sie das Theater?“ fragte ich den alten Sklaven des Gelben Teufels, damit er aufhöre, mit einem Land zu prahlen, das er durch sein Leben geschändet hat.

„Das Theater? O ja! Ich weiß, das gehört auch zur Kunst!“ sagte er bestimmt.

„Und was gefällt Ihnen am Theater?“

„Sehr schön ist es, wenn dort viele junge Damen mit tiefem Dekolleté sitzen und wenn man selbst höher sitzt als sie!“ antwortete er nach einigem Nachdenken.

„Was lieben Sie am meisten am Theater?“ fragte ich, allmählich in Verzweiflung geratend.

„Oh!“ rief er und sperrte den Mund bis an die Ohren auf. „Natürlich die Schauspielerinnen, wie alle Menschen... Junge, hübsche Schauspielerinnen sind immer kunstfertig. Aber man kann nur schwer erraten, welche von ihnen wirklich jung ist. Sie verstehen sich alle so gut. Ich verstehe, das ist ihr Gewerbe. Aber manchmal denkt man sich — aha! Ein nettes Mädchen! Dann stellt es sich heraus, daß sie fünfzig Jahre alt ist und mindestens zweihundert Liebhaber gehabt hat. Das ist dann unangenehm... Zirkusartistinnen sind besser als Schauspielerinnen. Sie sind immer jünger und geschmeidiger...“

Auf diesem Gebiet war er sichtlich Kenner. So gar ich verstockter Sünder, der ich mein Lebtag im Lasterpfuhl watete, erfuhr von ihm vieles, was ich nicht gewußt hatte.

„Und wie gefallen Ihnen Gedichte?“ fragte ich ihn.

„Gedichte?“ fragte er zurück, senkte den Blick auf die Stiefelspitzen und runzelte die Stirn. Er dachte nach, dann warf er den Kopf zurück und zeigte alle seine Zähne. „Gedichte? O ja! Gedichte gefallen mir außerordentlich. Das Leben wird sehr lustig sein, wenn erst alle Leute Reklame in Versen schreiben werden.“

„Wer ist Ihr Lieblingsdichter?“ beeilte ich mich, die nächste Frage zu stellen.

Der Alte schaute mich ratlos an und fragte langsam:

„Was haben Sie gesagt?“

Ich wiederholte die Frage.

„Hm... Sie sind wirklich ein possierlicher Bur-schel!“ sagte er und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Wofür sollte ich einen Dichter lieben? Und wozu braucht man ihn zu lieben?“

„Entschuldigen Sie!“ sagte ich und wischte mir den Schweiß von der Stirn. „Ich wollte Sie nach Ihrem Lieblingsbuch fragen. Dabei meine ich nicht das Scheckbuch...“

„Oh! Das ist etwas anderes!“ stimmte er zu. „Ich liebe zwei Bücher — die Bibel und das Hauptbuch. Beide beflügeln den Geist in gleichem Maße. Schon wenn man sie zur Hand nimmt, merkt man, daß in ihnen eine Kraft liegt, die einem alles gibt, was man braucht.“

„Er macht sich über mich lustig!“ dachte ich und sah ihm aufmerksam ins Gesicht. Nein. Seine Augen beseitigten jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit dieses Säuglings. Er saß in seinem Sessel, wie ein ausgedörrter Nußkern in der Schale, und man konnte sehen, daß er fest an die Wahrhaftigkeit seiner Worte glaubte.

„Ja!“ fuhr er fort und betrachtete dabei seine Fingernägel, „das sind wirklich gute Bücher! Das eine haben die Propheten geschrieben, das andere habe ich selbst geschaffen. In meinem Buch gibt es wenig Worte. Da gibt es Ziffern. Sie erzählen, was ein Mensch leisten kann, wenn er fleißig und ehrlich arbeiten will. Nach meinem Tode sollte die Regierung mein Buch veröffentlichen. Mögen die Leute sehen, welchen Weg man gehen muß, um eine solche Höhe zu erklimmen.“

Und mit feierlicher Siegergeste deutete er mit der Hand im Halbkreis um sich.

Ich fühlte, daß es Zeit war, der Unterhaltung ein Ende zu machen. Nicht jeder Kopf ist imstande, Gleichmut zu bewahren, wenn man auf ihm herumtrampelt.

„Vielleicht sagen Sie etwas über die Wissen-schaft?“ fragte ich leise.

„Die Wissenschaft?“ Er hob einen Finger, dann die Augen und blickte an die Decke. Darauf zog er die Uhr hervor, sah nach der Zeit, ließ den Deckel zuschnappen, wickelte sich die Uhrkette um den Finger und ließ die Uhr in der Luft baumeln. Nach alledem holte er tief Atem und begann:

„Die Wissenschaft... ja, ich weiß! Das sind Bücher. Wenn sie über Amerika Gutes schreiben, so sind sie nützlich. Doch in Büchern schreibt man selten die Wahrheit. Diese Dichter da..., die die Bücher machen, verdienen, wie mir scheint, wenig. In einem Land, wo jeder mit ernsten Dingen be-schäftigt ist, hat niemand Zeit, Bücher zu lesen... Ja, die Dichter sind böse, weil niemand ihre Bü-cher kauft. Die Regierung müßte die Bücherschrei-ber gut bezahlen. Ein satter Mensch ist immer gut und lustig. Wenn Bücher über Amerika überhaupt nötig sind, so sollte man gute Dichter anstellen,

und dann werden schon alle die Bücher gemacht werden, die Amerika braucht... Und das ist alles!“

„Sie weisen der Wissenschaft etwas enge Grenzen zu“, bemerkte ich.

Er senkte die Lider, dachte nach. Dann schlug er die Augen wieder auf und fuhr in sicherem Tone fort:

„Na ja, die Lehrer, die Philosophen... Das ist auch Wissenschaft. Die Professoren, die Hebammen, die Dentisten, ich weiß. Die Advokaten, die Ärzte, die Ingenieure. All right! Das alles ist not-wendig. Gute Wissenschaften... dürfen aber nichts Schlechtes lehren... Dabei hat mir einmal ein Lehrer meiner Tochter gesagt, daß es auch Sozialwissenschaften gibt... Das verstehe ich nicht. Meiner Ansicht nach ist das schädlich. Ein Sozialist kann keine gute Wissenschaft machen. Überhaupt haben Sozialisten keine Wissenschaft zu machen. Die Wissenschaft, die nützlich ist oder Spaß bereitet, die macht der Edison, jawohl. Der Phonograph und der Kinematograph — das ist nützlich. Aber wenn es viele Bücher mit Wissen-schaften gibt, dann ist das schon überflüssig. Die Menschen sollten keine Bücher lesen, die in ihrem Kopf... verschiedene Zweifel wecken könnten. Auf der Erde geht alles seinen richtigen Gang... Und es hat gar keinen Sinn, da irgendwelche Bücher hineinzuverwickeln...“

Ich erhob mich.

„Oh! Sie gehen?“ fragte er.

„Ja!“ sagte ich. „Vielleicht könnten Sie mir jetzt, wo ich im Begriff bin zu gehen, endlich sagen, was es für einen Sinn hat, Millionär zu sein?“

Er bekam wieder das Schlucken und zuckte mit den Beinen, statt zu antworten. Vielleicht war das seine Art zu lachen?

„Das ist eine Gewohnheit!“ rief er und holte tief Atem.

„Was ist eine Gewohnheit?“ fragte ich.

„Millionär zu sein... ist eine Gewohnheit!“

Ich dachte nach und stellte ihm meine letzte Frage:

„Glauben Sie, daß Landstreicher, Opiumraucher und Millionäre Erscheinungen der gleichen Ord-nung sind?“

Das mußte ihn beleidigt haben. Scine Augen wurden wieder ganz rund, sie färbten sich mit grüner Galle, und er antwortete schroff:

„Ich glaube, Sie sind schlecht erzogen.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte ich.

Er begleitete mich liebenswürdig bis zur Ter-rasse und blieb, aufmerksam seine Stiefel spitzen betrachtend, auf der obersten Treppenstufe stehen. Vor seinem Haus erstreckte sich eine dichte, eben-mäßig geschorene Rasenfläche. Ich schritt über das Gras und war selig bei dem Gedanken, daß ich diesen Menschen niemals wiedersehen werde.

„Hallo!“ hörte ich auf einmal hinter mir rufen.

Ich wandte mich um. Er stand dort auf der Terrasse und sah mich an.

„Sagen Sie mal, gibt es bei euch in Europa überflüssige Könige?“ fragte er langsam.

„Meines Erachtens sind sie alle überflüssig!“ antwortete ich.

Er spuckte nach rechts aus und sagte:

„Ich möchte mir gern ein paar tüchtige Könige mieten, was meinen Sie?“

„Wozu haben Sie das nötig?“

„Zum Spaß, verstehen Sie? Ich würde Ihnen befehlen, da vorne miteinander zu boxen...“

Er deutete auf den Rasen vor dem Haus und fügte in fragendem Tone hinzu:

„Jeden Tag von eins bis halb zwei, was? Nach dem Lunch widmet man sich gern eine halbe Stunde der Kunst... Das ist doch bekömmlich.“

Er sprach in vollem Ernst, und man konnte sehen, daß er alle Mühe daransetzen wird, seine Absicht auszuführen.

„Warum brauchen Sie dazu ausgerechnet Könige?“ erkundigte ich mich.

„So etwas hat noch keiner hier!“ erklärte er mir kurz und bündig.

„Aber Könige kämpfen doch nur mit fremden Händen!“ sagte ich und ging.

„Hallo!“ rief er noch einmal.

Wieder hielt ich an. Er stand immer noch an derselben Stelle, die Hände in den Hosentaschen. Auf seinem Gesicht lag etwas Träumerisches.

„Was wollen Sie?“ fragte ich.

Er bewegte eine Weile die Lippen und sagte dann langsam:

„Was meinen Sie, wieviel das wohl kosten würde, zwei Könige zum Boxen drei Monate lang, jeden Tag eine halbe Stunde, wie?“

1906

## Ein Priester der Moral

... Er kam zu mir am späten Abend, und nachdem er mein Zimmer argwöhnisch besehen hatte, fragte er mit gedämpfter Stimme:

„Kann ich mit Ihnen eine halbe Stunde unter vier Augen sprechen?“

Im Tone seiner Stimme und in seiner gekrümmten, schmächtigen Figur lag etwas Geheimnisvolles, Beunruhigendes. Er nahm so vorsichtig auf einem Stuhl Platz, als ob er fürchte, die Sitzgelegenheit werde seinen langen und scharfen Knochen nicht standhalten.

„Können Sie nicht die Fenstervorhänge herunterlassen?“, fragte er leise.

„Bitte sehr!“, sagte ich und kam sofort seinem Wunsch nach.

Nachdem er mir dankbar zugenickt hatte, blickte er nach dem Fenster und bemerkte noch leiser:

„Immer sind sie hinter einem her.“

„Wer?“

„Die Reporter selbstverständlich.“

Ich betrachtete ihn aufmerksam. Sehr anständig, sogar stutzerhaft gekleidet, machte er trotzdem den Eindruck eines armen Mannes. Sein kahler, eckiger Schädel glänzte bescheiden und korrekt. Ein sauber rasiertes, sehr mageres Gesicht, graue, schuldbewußt lächelnde, von hellen Wimpern halb verdeckte Augen. Als er die Wimpern hob und mir direkt ins Gesicht blickte, fühlte ich vor mir eine nebelhafte, flache Öde. Er saß da, die Füße unter den Stuhl geklemmt, die rechte Hand aufs Knie gelegt, während er die linke mit

dem steifen Hut zu Boden hängen ließ. Die langen Finger zitterten etwas, die Winkel der fest zusammengepressten Lippen waren müde nach unten gezogen — ein Anzeichen dafür, daß dieser Mensch seinen Anzug teuer bezahlt hatte.

„Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen“, begann er, nachdem er aufgeseufzt und nach dem Fenster geschielt hatte, „ich bin sozusagen ein professioneller Sünder...“

Ich tat, als habe ich seine Worte nicht gehört, und fragte äußerlich ruhig:

„Wie bitte?“

„Ich bin ein professioneller Sünder“, wiederholte er Silbe für Silbe und fügte hinzu: „Meine Spezialität sind Verbrechen gegen die gesellschaftliche Moral...“

Im Ton dieses Satzes erklang lediglich Bescheidenheit, ich bemerkte in den Worten und in seinem Gesicht nicht eine Spur von Reue.

„Möchten Sie..., nicht vielleicht ein Glas Wasser?“, schlug ich ihm vor.

„Nein, ich danke Ihnen!“ lehnte er ab, und seine entschuldigenden Blicke blieben lächelnd an meiner Gestalt haften.

„Sie scheinen mich nicht ganz zu verstehen?“

„Nein, wieso denn?“ wandte ich ein, indem ich nach dem Beispiel europäischer Journalisten die Unwissenheit unter der Maske der Ungezwungenheit verbarg. Aber er schien mir nicht zu glauben. Die schwarze Melone in der Luft schaukelnd und bescheiden lächelnd, fing er an:

„Ich werde Ihnen einige Tatsachen aus meiner Tätigkeit mitteilen, damit Sie verstehen, wer ich bin...“

Hier seufzte er auf und senkte den Kopf. Und wieder staunte ich, weil aus diesem Seufzer nichts als Müdigkeit herausklang.

„Erinnern Sie sich“, begann er, leise den Hut schaukelnd, „wie die Zeitungen von einem Manne schrieben... d. h. von einem Säufer? Von einem Theaterskandal?“

„Ach so, dieser Herr in der ersten Reihe, der während einer pathetischen Szene aufstand, den Hut aufsetzte und nach dem Kutscher rief?“ fragte ich.

„Jawohl!“ bestätigte er und fügte liebenswürdig hinzu: „Das war ich. Eine Notiz mit der Überschrift ‚Ein Unhold und Kinderquäler‘ geht gleichfalls auf mich zurück, ebenso eine andere, ‚Gatte verkauft seine Frau‘... Der Mann, der eine Dame auf der Straße mit unverschämten Anträgen belästigte, das war ich ebenfalls... Überhaupt schreibt man von mir mindestens einmal die Woche und jedesmal, wenn es gilt, die Sittenverderbnis zu beweisen...“

Alles das sagte er gedämpft, sehr artikuliert, aber ohne Prahlgerei. Ich begriff nichts, aber ich wollte ihm das nicht zeigen. Wie alle anderen Schriftsteller, mache ich stets ein Gesicht, als ob ich das Leben und die Menschen so gut kannte wie meine fünf Finger.

„Hm!“ sagte ich im Ton eines Philosophen. „Also diese Art Beschäftigung macht Ihnen Vergnügen?“

„Als ich jung war, machte es mir Spaß, das will ich nicht leugnen“, antwortete er. „Aber jetzt bin ich schon 45 Jahre alt, verheiratet, habe zwei Töchter... In solcher Lage ist es sehr peinlich, wenn man zwei-, dreimal in der Woche als Ausbund des Lasters und der Unzucht in den Zeitungen abgebildet wird. Dauernd sind die Reporter hinter einem her, damit man seine Verpflichtungen genau und fristgerecht einhält...“

Ich räusperte mich, um mein Befremden zu verbergen. Dann fragte ich in mitleidigem Ton:

„Ist das eine Krankheit bei Ihnen?“

Er schüttelte verneinend den Kopf, fächelte sich mit dem Hut das Gesicht und antwortete:

„Nein, ein Beruf. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meine Spezialität kleine Skandale auf der Straße und in öffentlichen Lokalen sind... Andere Kollegen aus unserem Büro befassen sich mit verantwortungsvoller und größeren Dingen, beispielsweise Beleidigung des religiösen Gefühls, Verführung von Frauen und Jungfrauen, Diebstähle bis zu 1000 Dollar...“ Er seufzte auf, blickte sich um und erläuterte: „Und wieder andere mit Sittlichkeitsverbrechen... Ich aber mache nur in kleinen Skandalen...“

Er sprach wie ein Handwerker von seinem Meister. Das begann mich zu ärgern, und ich fragte sarkastisch:

„Das befriedigt Sie nicht?“

„Nein!“ antwortete er einfach.

Seine Einfachheit wirkte entwaffnend und erregte starke Neugier. Nach kurzem Schweigen stellte ich ihm die Frage:

„Haben Sie im Gefängnis gesessen?“

„Dreimal. Im allgemeinen aber operiere ich im Bereich der Geldstrafe. Die Strafen bezahlt natürlich das Büro...“, erläuterte er.

„Das Büro?“ wiederholte ich unwillkürlich.

„O ja! Sie müssen doch zugeben, daß es mir selbst unmöglich ist, die Geldstrafen aufzubringen!“ sagte er mit einem Lächeln. „Fünfzig Dollar die Woche — das ist sehr wenig für eine vierköpfige Familie...“

„Lassen Sie mich einmal nachdenken“, sagte ich und stand vom Stuhl auf.

„Bitte sehr!“ stimmte er zu.

Ich begann an ihm vorbei im Zimmer auf und ab zu gehen und suchte mich angestrengt aller Arten von Geisteskrankheiten zu erinnern. Ich wollte den Charakter seiner Krankheit bestimmen, konnte es aber nicht. Eins war klar, es handelte sich nicht um Größenwahn. Er folgte mir mit einem liebenswürdigen Lächeln auf dem hageren, erschöpften Gesicht und wartete geduldig.

„Das Büro also?“ fragte ich und blieb vor ihm stehen.

„Jawohl“, sagte er.

„Viele Angestellte?“

„In dieser Stadt 125 Männer und 75 Frauen...“

„In dieser Stadt? Also... gibt es in anderen Städten gleichfalls solche Büros?“

„Im ganzen Lande natürlich!“ sagte er und lächelte gönnerhaft.

Ich fing an, mich meiner selbst zu schämen.

„Aber... was sind das denn...“, fragte ich unentschlossen, „womit befassen sich denn diese Büros?“

„Sie verletzen die Gesetze der Sittlichkeit!“ antwortete er bescheiden, erhob sich vom Stuhl, nahm auf einem Sessel Platz, streckte sich und begann mit unverhüllter Neugier mein Gesicht zu mustern. Ich erschien ihm offenbar wie ein Buschmann, und er hörte auf, sich zu genieren.

„Hol's der Teufel!“ dachte ich. „Ich darf nicht merken lassen, daß ich nichts begreife...“ So rieb ich mir denn die Hände und bemerkte lebhaft:

„Das ist interessant! Sehr interessant!... Nur... wozu das alles?“

„Was denn?“ fragte er lächelnd.

„Na, diese Büros zur Verletzung der Moralsätze!“

Er brach in das gutmütige Gelächter eines Erwachsenen aus, der sich über die Dummmheit eines

Kindes amüsiert. Ich blickte ihn an und dachte, daß wirklich die Quelle aller Unannehmlichkeiten im Leben die Unwissenheit ist.

„Was meinen Sie, man muß doch leben, wie?“ fragte er.

„Natürlich!“

„Und zwar angenehm leben?“

„Aber selbstverständlich!“

Der Mann stand auf, trat zu mir und klopfte mir auf die Schulter.

„Aber kann man denn das Leben genießen, ohne die Moralgesetze zu verletzen, he?“

Er trat zurück, zwinkerte mir zu, räkelte sich wieder im Sessel wie ein gekochter Fisch auf der Platte, holte eine Zigarette heraus und rauchte sie an, ohne meine Erlaubnis eingeholt zu haben. Dann fuhr er fort:

„Wem macht es Spaß, Erdbeeren mit Karbolsäure zu essen?“

Und er warf ein brennendes Streichholz auf den Fußboden.

So pflegt es immer zu sein, sobald ein Mensch seine Überlegenheit über seinen Nächsten erkannt hat, benimmt er sich ihm gegenüber sofort wie ein Schwein.

„Es fällt mir schwer, Sie zu verstehen!“ gestand ich ein und schaute ihm ins Gesicht.

Er lächelte und sagte:

„Ich hatte eine höhere Meinung von Ihren Fähigkeiten...“

Er wurde immer ungezwungener in seinen Manieren, streifte die Zigarrenasche direkt auf den Fußboden ab, machte die Augen halb zu, folgte durch die Wimpern den Rauchschwaden seiner Zigarette und begann im Ton eines Sachkenners:

„Sie wissen über Moral wenig Bescheid — das sehe ich schon...“

„O nicht doch, ich habe zuweilen mit ihr zu tun gehabt“, wandte ich bescheiden ein.

Er nahm die Zigarette aus dem Mund, betrachtete Ihr Ende und bemerkte philosophisch:

„Mit dem Kopf an die Wand stoßen heißt noch nicht, die Wand studieren.“

„Ja, damit bin ich einverstanden. Aber aus irgendeinem Grund pralle ich stets von der Moral ab wie ein Ball von der Mauer...“

„Darin liegt ein Mangel an Erziehung!“ sagte er belehrend.

„Sehr wohl möglich“, räumte ich ein. „Der verzweifelte Moralist, den ich je gesehen habe, war mein Großvater. Er kannte alle Wege ins Paradies und drängte ständig jeden, der ihm unter die Finger kam, diese Wege zu gehen. Die Wahrheit war nur ihm allein bekannt, und er trichterte sie den Mitgliedern seiner Familie mit allen sich bietenden Mitteln eifrig ein. Er wußte vortrefflich alles, was Gott vom Menschen will,

und lehrte selbst Hunde und Katzen, wie sie sich aufzuführen hätten, um der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Bei allem war er geizig, böse, log beständig, befaßte sich mit Wucher, und da er die Grausamkeit eines Feiglings besaß — eine Seeleneigenheit aller und jeglicher Moralisten —, so prügelte er in freier und gelegener Zeit alle seine Hausgenossen, womit er konnte und wie er Lust hatte... Ich versuchte den Großvater zu beeinflussen, wollte ihn milder stimmen — einmal warf ich den Alten aus dem Fenster, ein anderes Mal schlug ich ihn mit einem Spiegel. Das Fenster und der Spiegel zersplitterten, aber der Großvater wurde davon nicht weicher. Er blieb bis zu seinem Tode ein Moralist. Mir aber erscheint die Moral seitdem etwas widerlich... Vielleicht sagen Sie mir etwas, das mich mit ihr versöhnen könnte?“, schlug ich ihm vor.

Er nahm seine Uhr heraus, blickte darauf und sagte:

„Ich habe keine Zeit, Ihnen Vorträge zu halten... Aber da ich einmal hier bin, ist es schon alles eins. Das Begonnene muß auch beendet werden. Vielleicht werden Sie etwas für mich tun können... Ich werde mich kurz fassen...“

Abermals schloß er die Augen halb und begann in eindringlichem Ton:

„Sie brauchen die Moral — daran müssen Sie denken! Warum brauchen Sie sie? Weil sie Ihre persönliche Ruhe, Ihre Rechte und Ihr Vermögen schützt — mit andern Worten, weil sie die Interessen des ‚Nächsten‘ wahrt. Der ‚Nächste‘ — das sind immer Sie und niemand anders, verstehen Sie? Haben Sie eine schöne Frau, so sagen Sie Ihrer ganzen Umgebung: ‚Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib‘. Hat ein Mensch Geld, Ochsen, Sklaven, Esel und ist selbst kein Idiot, so ist er ein Moralist. Die Moral ist für Sie von Vorteil, wenn Sie alles haben, was Sie brauchen und es für sich allein zu behalten wünschen; sie ist unvorteilhaft, wenn Sie nichts Überflüssiges haben außer den Haaren auf Ihrem Kopf.“

Er strich mit der Hand über seine Glatze und fuhr fort:

„Die Moral ist der Wächter Ihrer Interessen, Sie bemühen sich, ihn in der Seele der Menschen, die Sie umgeben, aufzustellen. Auf der Straße stellen Sie Polizei- und Kriminalbeamte auf, ins Innere des Menschen pumpen Sie eine ganze Anzahl von Prinzipien, die in sein Gehirn hineinwachsen, um alle Ihnen feindlichen Gedanken, alle Ihre Sitten bedrohenden Wünsche zu fesseln, zu erdrosseln und zu vernichten. Die Moral ist am strengesten dort, wo die wirtschaftlichen Gegensätze am anschaulichsten sind. Ich bin ein um so strengerer Moralist, je mehr Geld ich habe. Das ist der Grund, weshalb in Amerika, wo es so

viele Reiche gibt, von ihnen Moral mit 100 PS gepredigt wird. Verstanden?“

„Jawohl“, sagte ich, „aber wozu denn das Büro?“

„Warten Sie ab!“ wandte er ein und erhob gebieterisch die Hand. „Also die Moral hat den Zweck, allen Leuten einzuschärfen, sie müßten Sie in Ruhe lassen. Aber wenn Sie viel Geld haben, dann haben Sie viele Wünsche und jede Möglichkeit, sie zu befriedigen — stimmt's? Ihre meisten Wünsche aber lassen sich nicht erfüllen, ohne daß die Prinzipien der Moral verletzt werden... Also was tun? Man kann nicht den Menschen predigen, was man selbst verneint: das ist peinlich, und außerdem könnten die Leute einem nicht trauen. Sie sind ja nicht alle dumm... Ein Beispiel: Sie sitzen in einem Restaurant, trinken Champagner und küsself eine sehr schöne Frau, die nicht Ihre Gattin ist... Von dem Standpunkt, den Sie für alle als obligatorisch ansehen — sind derartige Handlungen unsittlich. Für Sie persönlich aber ist ein solcher Zeitvertreib notwendig: das ist Ihre liebe Gewohnheit, die Ihnen zahlreiche Genüsse bringt. So ergibt sich für Sie die Frage, wie ließe sich die Predigt der Enthaltsamkeit von süßen Lastern mit Ihrer Liebe zu diesen versöhnen? Ein anderes Beispiel: Sie sagen allen ‚Du sollst nicht stehlen'. Es wäre Ihnen ja äußerst unangenehm, wenn man Sie bestehlen sollte, nicht wahr? Gleichzeitig aber sind Sie, obgleich Sie Geld besitzen, von dem unbezwiglichen Wunsch besessen, noch etwas hinzuzustehlen. Ein drittes Beispiel: Sie predigen streng das Prinzip ‚Du sollst nicht töten'. Weil Sie das Leben schätzen, weil es Ihnen angenehm, weil es voller Genüsse ist. Plötzlich verlangen die Arbeiter in Ihren Kohlengruben eine Lohnerhöhung. Sie beordern unwillkürlich Soldaten, und — peng! — sind mehrere Dutzend Arbeiter getötet. Oder Sie wissen nicht, wo Sie Ihre Waren absetzen sollen. Sie machen Ihre Regierung auf diese Tatsache aufmerksam und veranlassen sie, Ihnen einen neuen Markt zu eröffnen. Die Regierung schickt liebenswürdigerweise eine kleine Armee irgendwohin nach Asien oder Afrika und kommt Ihrem Wunsch nach, indem sie mehrere Hundert oder Tausend Eingeborene umbringen läßt... Alles das verträgt sich schlecht mit der von Ihnen gepredigten Menschenliebe, Enthaltsamkeit und Keuschheit. Aber wenn Sie Arbeiter oder Eingeborene mißhandeln lassen, können Sie sich durch den Hinweis auf die Interessen des Staates rechtfertigen, der nicht existieren kann, wenn die Menschen sich nicht mehr Ihren Interessen unterordnen. Der Staat sind Sie, selbstverständlich, falls Sie ein reicher Mann sind. Sie haben es viel schwerer in Kleinigkeiten — in Unzucht, Dieberei usw. Überhaupt ist die Position eines reichen Mannes eine tragische Position.“

Er muß um jeden Preis erreichen, daß alle ihn lieben, daß niemand Anschläge gegen sein Vermögen unternimmt, daß niemand seine Gewohnheiten stört und alle sich gegen seine Frau, seine Schwester, seine Töchter keusch verhalten. Gleichzeitig besteht für ihn nicht nur keine Notwendigkeit, die Menschen zu lieben, sich des Diebstahls zu enthalten, keusch gegen Frauen zu sein usw. — im Gegenteil! Alles das engt nur seinen persönlichen Tätigkeitsdrang ein und ist für den Erfolg seiner Arbeit unbedingt schädlich. Gewöhnlich ist sein ganzes Leben eine einzige Dieberei, er plündert Tausende von Menschen, das ganze Land aus — das ist notwendig für das Wachstum des Kapitals, d. h. für den Fortschritt des Landes — Sie verstehen doch? Er verführt Frauen zu Dutzenden zur Unzucht, — das ist eine sehr angenehme Zerstreuung für einen müßigen Menschen. Wen aber soll er lieben? Für ihn zerfallen alle Menschen in zwei Gruppen — die eine bestiehlt er, die andere konkurriert mit ihm in dieser Beschäftigung.“

Zufrieden mit seiner Sachkenntnis, lächelte der Redner, warf den Zigarrenstummel in eine Zimmerecke und fuhr fort:

„Also die Moral ist dem Reichen nutzbringend und fügt allen anderen Menschen Schaden zu, aber anderseits braucht er sie nicht zu besitzen, während sie für alle andern eine Notwendigkeit ist. Das ist der Grund, weshalb die Moralisten sich bemühen, andern Leuten die Prinzipien der Moral einzutrichtern, während sie sie selbst wie Schlipse und Handschuhe stets nur außen an sich tragen. Ferner: wie soll man die Menschen davon überzeugen, daß sie sich den Moralsgesetzen unterzuordnen haben? Es ist für niemand von Vorteil, unter Gaunern ein ehrlicher Mensch zu sein. Aber wenn es unmöglich ist, zu überzeugen, so hypnotisieren Sie doch! Das gelingt immer...“

Er nickte, zwinkerte mir zu und wiederholte:

„Wenn es unmöglich ist zu überzeugen, so hypnotisieren Sie!“

Dann legte er mir die Hand aufs Knie, schaute mir ins Gesicht und fuhr mit gesenkter Stimme fort:

„Das weitere bleibt unter uns, einverstanden?“

Ich nickte.

„Das Büro, in dem ich angestellt bin, befaßt sich mit der Hypnotisierung der öffentlichen Meinung. Es ist eine der originellsten Einrichtungen Amerikas — das bitte ich zu beachten!“ sagte er voll Stolz.

Ich neigte noch einmal den Kopf.

„Sie wissen“, sagte er „daß unser Land nur einem Bestreben lebt — Geld zu machen. Hier wollen alle reich werden, und der Mensch ist für den Menschen nur der Stoff, aus dem er stets einige Goldkörnchen herauspressen kann. Das

ganze Leben ist ein Prozeß der Auspressung von Gold aus dem Fleisch und Blut des Menschen. Das Volk ist in diesem Land — wie überall, so habe ich mir sagen lassen — Erz, aus dem gelbes Metall gewonnen wird, der Fortschritt ist eine Konzentrierung der physischen Energie der Massen, d. h. eine Kristallisierung von Fleisch, Knochen und Nerven des Menschen zu Gold. Das Leben ist sehr einfach aufgebaut..."

„Das ist Ihre persönliche Ansicht?“ fragte ich.

„Das? Natürlich nicht“, sagte er stolz. „Das ist einfach irgendwessen Phantasie... Ich erinnere mich nicht, wie sie in meinen Kopf hineingekommen ist... Ich benutze sie nur, wenn ich mit Menschen rede ... mit nicht normalen Menschen... Ich fahre fort. Die Leute hier können sich nicht mit Lastern befassen — dafür bleibt ihnen keine freie Zeit. Die Stunden angespannter Arbeit erschöpfen den Menschen so, daß er nicht mehr die Kraft und nicht mehr den Willen aufbringt, in den Erholungsstunden zu sündigen. Die Menschen haben keine Zeit zu denken, sie haben keine Kraft zu wünschen, sie leben nur von der Arbeit und für die Arbeit, und das macht ihr Leben sehr sittlich. Höchstens zuweilen, an einem Feiertag, hängen einige Burschen ein paar Neger auf, aber das verstößt nicht gegen die Moral, denn der Neger ist kein Weißer, und außerdem gibt es von ihnen hier viele, von diesen Negern. Alle benehmen sich mehr oder weniger anständig, und vor dem allgemeinen grauen Hintergrund dieses unbeweglichen Lebens, das in den engen Rahmen der Puritanermoral gespannt ist, tritt jede Verletzung ihrer Prinzipien scharf hervor wie ein Rußfleck. Das ist gut, aber das ist von Übel. Die oberen Klassen der Gesellschaft können auf das Betragen der unteren Klassen stolz sein, gleichzeitig aber engt ein solches Betragen die Handlungen der Reichen ein. Da sie Geld haben, haben sie auch das Recht, zu leben wie sie wünschen, ohne auf die Moral Rücksicht zu nehmen. Die Reichen sind gierig, die Satten sinnlich, die Müßigen lasterhaft. Unkraut gedeiht auf fettem Boden und Unzucht auf dem Boden der Übersättigung. Was soll man tun? Die Moral negieren? Das ist unmöglich, weil es dummm wäre. Wenn es für dich vorteilhaft ist, daß die Menschen sittlich sind, so mußt du es verstehen, deine Laster zu verbergen... Das ist alles! Hierin liegt wenig Neues...“

Er blickte sich um und senkte die Stimme noch mehr.

„Da sind nun Vertreter der höchsten Gesellschaft Neuyorks auf einen erstaunlich guten Gedanken verfallen. Sie beschlossen, im Lande eine geheime Gesellschaft für die offene Verletzung der Moralgesetze zu gründen. Durch Beiträge wurde ein solides Kapital zusammengebracht, und

in verschiedenen Städten des Landes wurden — selbstverständlich heimlich — Büros für die Hypnotisierung der öffentlichen Meinung gegründet. Man stellte verschiedene Leute vom Schlag Ihres gehorsamen Dieners ein und machte es ihnen zur Pflicht, Verbrechen gegen die Sittlichkeit zu verüben. An der Spitze jedes Büros steht ein zuverlässiger und erfahrener Mann, der die Angestellten in ihrem Vorgehen leitet und die Arbeit verteilt... Gewöhnlich ist es der Redakteur irgendeiner Zeitung...“

„Ich begreife den Zweck des Büros nicht!“ sagte ich melancholisch.

„Ganz einfach!“ antwortete er. Plötzlich aber nahm sein Gesicht einen Ausdruck von Unruhe und nervöser Erwartung an. Er stand auf, verschränkte die Hände auf dem Rücken und begann langsam auf und ab zu gehen.

„Ganz einfach!“ wiederholte er. „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß die unteren Klassen aus Zeitmangel wenig sündigen. Es ist aber notwendig, daß die Sittlichkeit verletzt werde — man kann sie doch nicht eine unfruchtbare alte Jungfer bleiben lassen. Notwendig ist, daß stets Geschrei über Sittlichkeit gemacht werde. Das betäubt die Gesellschaft und macht es ihr unmöglich, die Wahrheit zu hören. Wenn viele kleine Späne in einen Fluß geworfen werden, so kann darunter auch, von Ihrem Auge unbemerkt, ein großer Balken mitschwimmen. Oder wenn Sie Ihrem Nachbarn die Brieftasche unvorsichtig aus der Rocktasche gezogen haben, und die Aufmerksamkeit des Publikums rechtzeitig auf einen Knaben lenken, der eine Handvoll Nüsse gestohlen hat — so kann Sie das vor einem Skandal bewahren. Schreien Sie nur recht laut ‚Haltet den Dieb!‘ Unser Büro befaßt sich damit, eine Masse kleiner Skandale hervorzurufen, um große Verbrechen zu verdecken.“

Er seufzte, blieb mitten im Zimmer stehen und schwieg.

„Beispielsweise macht in der Stadt das Gerücht die Runde, daß ein geachteter und geehrter Mann seine Frau schlägt. Sofort gibt das Büro mir und mehreren Kollegen den Auftrag, unsere Frauen zu verprügeln. Das tun wir denn auch. Die Frauen sind natürlich eingeweih und schreien sehr laut. Alle Zeitungen schreiben davon, und der von ihnen angestimmte Lärm hat zur Folge, daß das ruchbar gewordene Verhalten des ehrenwerten Mannes zu seiner Gattin vergessen wird. Welche Bedeutung haben Gerüchte, wenn Tatsachen vorliegen? Oder man beginnt über die Bestechung von Senatoren zu reden. Das Büro organisiert sofort die Bestechung einer Anzahl von Polizeibeamten und entlarvt ihre Käuflichkeit vor dem Publikum. Abermals verschwinden die Gerüchte vor den Tatsachen. Jemand aus der,

höchsten Gesellschaft hat eine Frau beleidigt. Sofort wird dafür gesorgt, daß in Restaurants und auf der Straße eine Anzahl Frauen beleidigt werden. Die Tat des Vertreters der großen Welt verschwindet völlig in einer Reihe gleichartiger Vergehen. Und so überall und in allem. Ein großer Diebstahl wird mit einer Menge kleiner Diebstähle zugedeckt, und überhaupt werden alle großen Verbrechen durch Haufen von Kleinigkeiten vertuscht. Damit befaßt sich das Büro.“

Er trat zum Fenster, blickte vorsichtig auf die Straße, setzte sich wieder auf den Stuhl und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Das Büro schützt die höchste Klasse der amerikanischen Gesellschaft vor dem Gericht des Volkes und stopft gleichzeitig durch sein beständiges Geschrei über Verletzung der Moralgesetze dem Volk den Kopf voll mit kleinen Skandalen, die organisiert werden, um die Lasterhaftigkeit der Reichen zu verdecken. Das Volk befindet sich stets in einem Zustand der Hypnose, es hat keine Zeit, selbständig zu denken, und es hört nur auf die Zeitungen. Die Zeitungen gehören Millionären, das Büro ist von ebensolchen Leuten organisiert... Sie begreifen doch? Das ist sehr originell...“

Er schwieg, dachte nach und beugte den Kopf tief.

„Ich danke Ihnen!“ sagte ich ihm. „Sie haben mir sehr viel Interessantes mitgeteilt.“

Er hob den Kopf und blickte mich niedergeschlagen an.

„Ja, ja, das ist natürlich interessant!“ sagte er langsam und nachdenklich. „Aber mir hängt die Sache schon zum Hals heraus. Ich habe Familie, vor drei Jahren habe ich mir ein Haus gebaut... Ich möchte etwas ausruhen. Ein schwieriges Geschäft — dieser Dienst. In der Gesellschaft die Achtung für die Moralgesetze aufrechterhalten — o, das ist wahrlich nicht leicht! Stellen Sie sich vor, der Alkohol schadet mir, aber ich muß mich betrinken, ich liebe meine Frau und ein stilles Familienleben — ich aber muß durch die Restaurants bummeln und randalieren... muß mich ständig in den Zeitungen sehen ... wenn auch natürlich unter fremdem Namen, aber trotzdem... einmal wird mein richtiger Name herauskommen, und dann werde ich ... die Stadt verlassen müssen... Ich brauche einen Rat... Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihre Meinung über meine Angelegenheit zu hören... Eine sehr verfahrene Angelegenheit!“

„Reden Sie!“ forderte ich ihn auf.

„Wissen Sie“, fing er an, „in letzter Zeit halten Vertreter der oberen Gesellschaftsklassen in den Südstaaten sich Negermädchen als Geliebte... Zwei oder drei auf einmal. Man hat davon zu

reden begonnen. Die Frauen sind mit dem Betragen ihrer Männer unzufrieden. In einigen Zeitungen sind Briefe von Frauen eingegangen, die das Treiben ihrer Männer entlarven. Es kann zu einem großen Skandal kommen. Das Büro hat sich nun sofort daran gemacht, eine Anzahl von ‚Gegentatsachen‘, wie das bei uns genannt wird, zu schaffen. Dreizehn Agenten — darunter auch ich — sollen sich sofort Negerinnen als Geliebte anschaffen. Zwei oder sogar drei auf einmal...“

Er sprang nervös vom Stuhl auf, legte die Hand an die Rocktasche und erklärte:

„Ich kann das nicht machen! Ich liebe meine Frau... Und sie wird es mir nicht erlauben, das ist die Hauptsache! Schließlich — wenn es noch eine einzige wäre!“

„Lehnen Sie ab!“ riet ich ihm.

Er sah mich bedauernd an.

„Und wer zahlt mir dann meine fünfzig Dollar die Woche? Und eine Belohnung im Falle des Erfolgs? Nein, diesen Ratschlag behalten Sie für sich... Ein Amerikaner lehnt Geld nicht einmal am Tage nach seinem Tode ab. Raten Sie mir etwas anderes.“

„Das fällt mir schwer!“ sagte ich.

„Hm! Weshalb? Ihr Europäer seid doch so leichtsinnig in Fragen der Sittlichkeit... Eure Verderbtheit ist uns bekannt.“

Er sagte das im festen Glauben an die Wahrheit seiner Worte.

„Hören Sie“, fuhr er fort, zu mir geneigt, „Sie kennen wahrscheinlich noch andere Europäer? Ich bin überzeugt, daß Sie solche Bekannte haben!“

„Wozu das?“ fragte ich.

„Wozu?“ Er trat einen Schritt von mir zurück und nahm eine dramatische Pose an. „Ich kann nun einmal die Sache mit den Negerinnen nicht übernehmen. Urteilen Sie selbst: meine Frau wird es mir nicht erlauben, und ich liebe sie. Nein, ich kann nicht...“

Er schüttelte energisch den Kopf, fuhr mit der Hand über seine Glatze und setzte einschmeichelnd fort:

„Vielleicht könnten Sie mir für diese Sache einen Europäer empfehlen? Die leugnen die Sittlichkeit, ihnen ist alles egal! Vielleicht irgend einen armen Emigranten, wie? Ich zahle zehn Dollar die Woche, gemacht? Ich werde selbst mit den Negerinnen durch die Straßen gehen... Überhaupt werde ich alles selbst erledigen — er soll nur dafür sorgen, daß Kinder zur Welt kommen... Die Frage muß gleich heute abend geregelt werden... Denken Sie doch, welcher Skandal entstehen kann, wenn die Sache in den Südstaaten

nicht rechtzeitig von verschiedenem Brimborium überhäuft wird! Im Interesse des Triumphs der Sittlichkeit ist Eile geboten..."

... Als er im Laufschritt das Zimmer verlassen hatte, trat ich ans Fenster und legte die Hand, die ich mir an seinem Schädel zerschlagen hatte, ans Fensterglas, um sie zu kühlen.

Er stand unter dem Fenster und machte mir Zeichen.

„Was wünschen Sie?“ fragte ich, das Fenster öffnend.

„Ich habe meinen Hut vergessen!“ sagte er bescheiden.

Ich hob die Melone vom Fußboden auf und warf sie auf die Straße. Während ich das Fenster schloß, hörte ich die sachliche Frage:

„Und wenn ich 15 Dollar die Woche gebe? Das ist doch ein schönes Geld!“

1906

## Das Königreich der Langenweile

Wenn die Nacht kommt, dann ragt plötzlich aus dem Ozean eine in Lichter getauchte Phantasiestadt auf. Tausende rötlicher Funken blitzen glühend in der Finsternis und zeichnen fein und plastisch auf dem dunklen Hintergrund des Himmels die schlanken Türme wunderbarer Schlösser, Paläste und Dome aus buntem Kristall. In der Luft zittert ein goldenes Spinngewebe, das sich zu durchsichtigen Flammenmustern verschlingt und voll Entzücken über seine im Wasser spiegelnde Schönheit erstirbt. Märchenhaft und unbegreiflich ist dieses Flimmern des Lichts, das brennt, aber nichts verbrennt; unaussprechlich schön ist sein herrliches, kaum merkliches Zittern, das in der Leere des Himmels und Ozeans das zauberhafte Bild der Lichterstadt erstehen läßt. Über ihr flammt ein rötlicher Feuerschein, und das Wasser spiegelt seine Umrisse wider und läßt sie zu wundersamen Tupfen geschmolzenen Goldes zusammenfließen...

Das Spiel des Lichts weckt eigenartige Träume: es scheint, als ob dort, in den Sälen der Schlösser, im leuchtenden Glanz flammender Freude still und stolz Musik tönt, wie noch niemand sie je gehört hat. Auf den Wellen ihres harmonischen Stroms gleiten wie geflügelte Sterne die besten Gedanken der Erde dahin. Im heiligen Tanze berühren sie einander und gebären, in einer Augenblicksumarmung hell aufsprühend, eine neue Flamme, einen neuen Gedanken.

Es scheint, als ob dort, im samtenen Dunkel, an der bebenden Brust des Ozeans eine wunderbar aus Goldfäden, Blumen und Sternen geflochtene große Wiege schaukelt, — in ihr ruht nachts die Sonne aus.

Die Sonne bringt den Menschen der Lebenswahrheit näher. Am Tage sieht man an Stelle des Lichtermärchens nur weiße, hauchzarte Gebäude.

Der lichtblaue Nebel des Meeresatems mischt sich mit dem grauen, trüben Rauch der Stadt, die weißen, leichten Bauten sind in einen durchsichti-

gen Schleier gehüllt, sie flimmern verlockend wie eine Fata Morgana, sie rufen und verheißen etwas Herrliches, Tröstliches.

Hinten stehen massig, in Rauch- und Staubwolken gehüllt, die würfelförmigen Häuser der Stadt, und unaufhörlich ertönt ihr unersättliches, gierig hungriges Gebrüll. Dieser angespannte Laut, der Luft und Seele erbeben läßt, ist das nie verstummende Stöhnen eiserner Saiten, der sehnüchtige Aufschrei der von der Gewalt des Goldes unterdrückten Lebenskräfte, das kalte, höhnische Pfeifen des Gelben Teufels, — dieser Lärm jagt fort von der Erde, die von dem stinkenden Leib der Stadt zerquetscht und besudelt ist. Und die Menschen gehen ans Ufer des Meeres, wo schöne weiße Bauten stehen, die ihnen Erholung und Ruhe versprechen.

Sie haben sich eng aneinander geschmiegt auf der sandigen Nehrung, die sich wie ein Messer tief und scharf in die dunklen Wasser bohrt. Der Kies leuchtet an der Sonne in warmem gelbem Glanze, und auf seinem Samt wirken die durchsichtigen Gebäude wie feine weiße Seidenstickerei. Es ist, als sei jemand an die Spitze der Nehrung getreten, habe den Wellen seine reichen Gewänder an die Brust geworfen und sei ins Wasser gestiegen.

Man möchte hingehen und die weichen, kosenden Gewebe betasten, sich in ihre üppigen Falten legen und hinaussehen in die leere Weite, wo lautlos und plötzlich weiße Vögel aufblitzen, wo Meer und Himmel im schwülen Glanz der Sonne schlaftrig erstarrt daliegen.

Dies heißt Coney Island.

Triumphierend verkünden die Zeitungen ihren Lesern an den Montagen:

„Gestern 300 000 Menschen auf Coney Island. Dreiundzwanzig Kinder abhanden gekommen“...

... Man fährt lange durch Staub und Geschrei der Straßen, mit der Elektrischen durch Brooklyn und quer über Long Island, ehe die blendende

Herrlichkeit Coney Islands vor einem auftaucht. Kaum steht der Mensch vor dem Eingang in diese Lichterstadt, so ist er geblendet. Auf seine Augen dringen Hunderttausende kalter weißer Funken ein, und er kann in dem schimmernden Staub lange nichts erkennen; rings um ihn verfließt alles in einem stürmischen Strudel feurigen Schaums, alles dreht sich, lodert und lockt. Man hat den Menschen sofort aus der Fassung gebracht, ihm mit dem Glanz das Bewußtsein zerquetscht, die Gedanken aus dem Kopf gejagt und die Persönlichkeit zu einem Stück Menge gemacht. Trunken und willenlos gehen die Menschen inmitten der blinkenden Lichter irgendwo hin. Ins Hirn dringt ihnen mattweißer Nebel, gierige Erwartung umschließt die Seele wie eine zähe Hülle. Von dem Glanz betroffen, ergießt sich die Menge als schwarzer Strom in den unbeweglichen Lichtersee, der von allen Seiten durch die dunklen Mauern der Nacht eingeengt wird.

Überall zwinkern hart und kalt kleine Lämpchen, sie haften an allen Pfählen und Mauern, an den Fensterrahmen, an Dachfirsten, sie ziehen sich als gerade Linien an dem hohen Schornstein des Kraftwerks aufwärts, brennen auf allen Dächern, stechen die Augen der Menschen mit den scharfen Nadeln toten Glanzes — die Menschen blinzeln und schleppen sich, verwirrt lächelnd, auf der Erde hin wie die schweren Glieder einer verschlungenen Kette...

Der Mensch muß sich sehr anstrengen, um inmitten der von Verwunderung erdrückten Menge, die weder Begeisterung noch Freude verspürt, sich selbst zu finden. Und wer sich selbst findet, der sieht, daß diese Millionen Lichter ein trübseliges, entblößendes Licht ausströmen und unter Anspielung auf mögliche Schönheit überall stumpfsinnig langweilige Häßlichkeit enthüllen. Die von fern so luftige Märchenstadt steht jetzt da als ein dummes Gewirr geradliniger Bretter, als ein in Eile zusammengezimmerter Schundbau zur Unterhaltung von Kindern, als berechnete Arbeit eines alten Erziehers, den die Streiche der Kinder besorgt machen und der sogar durch Spielsachen die Kinder zu Fügsamkeit und Demut erziehen will. Die Dutzende von weißen Bauten sind in ihrer Häßlichkeit verschieden, keiner von ihnen weist auch nur eine Spur von Schönheit auf. Sie sind aus Holz errichtet, mit abblätternder weißer Farbe angestrichen, und alle scheinen an ein und derselben Hautkrankheit zu leiden. Hohe Türme und niedrige Kolonnaden haben sich in zwei todesstarre Linien ausgestreckt und bilden ein geschmackloses Gedränge. Alles steht entkleidet da, ausgeraubt von dem leidenschaftslosen Glanz des Lichts; dies ist überall, nirgends ist Schatten.

Jedes Gebäude steht da wie ein verdutzter Einfallspinsel, mit weit aufgerissenem Mund, und darin: eine Rauchvolke, abgehackte Schreie von Messingtrompeten, das Geheul einer Orgel und die dunklen Gestalten von Menschen. Sie essen, trinken, rauchen.

Aber der Mensch ist nicht zu hören. Durch die Luft fließt als gleichmäßiges Rinnal das Zischen der Lampen in den Laternen; vorüber fliegen Fetzen Musik, das erbärmliche Singen der hölzernen Orgelpfeifen und das dünne, ununterbrochene Summen der Kohlenbecken. Das alles verschmilzt zu dem aufdringlichen Dröhnen einer unsichtbaren, dicken, straffgespannten Saite, und wenn in diesen ununterbrochenen Ton eine menschliche Stimme eindringt, so wirkt sie wie erschrecktes Flüstern. Alles ringsum steht in frechem Glanze da und stellt seine langweilige Häßlichkeit zur Schau...

Die Seele bedrängt das heiße Verlangen nach lebendigem, rotem, blühendem Feuer, das die Menschen aus dem Kerker der bunten Langeweile vertreibt, die die Ohren drillt und die Augen blendet... Man hätte Lust, diese ganze Herrlichkeit anzuzünden, wild und lustig zu tanzen, zu schreien und zu singen in dem stürmischen Spiel der vielfarbigten Zungen lebendiger Flammen, beim leidenschaftlichen Freudenfest der Vernichtung dieses toten Prunks seelischer Armut...

Die Menschen, die in die Gefangenschaft dieser Stadt geraten sind, zählen wirklich nach Hunderttausenden. Auf der ganzen Riesenfläche, die eng mit weißen Käfigen bebaut ist, drängen sie sich dicht in allen Sälen der Gebäude wie Schwärme schwarzer Fliegen. Schwangere Frauen tragen selbstzufrieden die Schwere ihrer Bäuche vor sich her. Kinder gehen schweigend vorüber mit aufgesperrten Mündern und blicken mit geblendetem Auge so angespannt und ernst um sich, daß sie einem schmerzlich leid tun wegen dieses Blicks, der ihre Seele mit Häßlichkeit anfüllt, die sie für Schönheit halten. Die rasierten, bartlosen Gesichter der Männer sehen einander sonderbar ähnlich, — sie sind solide und unbeweglich. Die meisten Männer haben Frau und Kinder mitgebracht und fühlen sich als Wohltäter ihrer Familien, denen sie nicht nur Brot geben, sondern auch ein herrliches Schauspiel bieten. Ihnen gefällt dieser Glanz ebenfalls, aber sie sind viel zu ernst, um ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen, deshalb haben sie alle in gleicher Weise die dünnen Lippen zusammengepreßt und blicken mit blinzelnden Augen unter gesenkter Stirn hervor, wie Leute, die sich über nichts mehr wundern. Aber hinter dieser äußerlichen

Gelassenheit der reifen Erfahrung spürt man den drängenden Wunsch, alle Genüsse dieser Stadt auszukosten. Und so schwingen sich denn solide Leute mit verächtlichem Lächeln und versteckt zufriedenem Glanz in den fahlen Augen auf die hölzernen Pferde und Elefanten der elektrischen Karussells, sie schwingen sich hinauf und warten mit hängenden Beinen bebend auf das nervenkitzelnde Vergnügen, die Schienen entlangzusausen, die es johlend hinauf und pfeifend hinabgeht. Wenn sie diese rüttelnde Reise beendet haben, dann ziehen sie alle wieder ihre Gesichtshaut glatt und gehen zu neuen Genüssen über...

Die Vergnügungen sind zahllos: dort schaukeln langsam an der Spitze eines eisernen Turms zwei lange weiße Flügel, an deren Enden Käfige hängen. In den Käfigen sitzen Menschen. Wenn einer der Flügel wuchtig zum Himmel auffliegt, dann werden die Gesichter der Käfiginsassen wehmüdig ernst, und alle blicken gespannt und schweigend mit den gleichen runden Augen auf die Erde, die vor ihnen flieht. In den Käfigen am andern Flügel, der sich zur selben Zeit gleitend herabsenkt, erblüht auf den Gesichtern der Menschen ein Lächeln, und man hört zufriedenes Quietschen. Es erinnert an das erfreute Quietschen eines Hündchens, das man an der Nackenhaut hochgehalten hat und nun auf den Boden setzt.

Rings um die Spitze eines anderen Turms fliegen Kähne, noch ein anderer dreht sich und bewegt dabei eiserne Ballons, ein vierter, ein fünfter — sie alle drehen sich, flammen, rufen mit dem stummen Schrei kalten Feuers. Alles schaukelt, quietscht und dröhnt, macht die Menschen schwindlig, löst in ihnen selbstzufriedene Langeweile aus, ermüdet ihre Nerven durch das Gewirr der Bewegung und den Glanz der Lichter. Die fahlen Augen werden noch fahler, als erblasste das Gehirn, weil ihm das sonderbare Gewirr weißen, blinkenden Holzes das Blut aussaugt, und es scheint, als ob die Langeweile, vor Abscheu gegen sich selbst vergehend, sich in langsamer Agonie dreht und dreht und in ihren trübseligen Tanz Zehntausende gleichartig schwarzer Menschengestalten hineinzieht, sie wie der Wind den Straßenkehricht, zu willenlosen Häuflein zusammenfegt und wieder auseinanderwirft und abermals zusammenfegt...

In den Gebäuden harren des Menschen ebenfalls Genüsse, sie sind aber ernster Natur, sie erziehen ihn. Hier wird dem Menschen die Hölle gezeigt mit ihren strengen Regeln und der Vielfalt der Qualen, die solche Menschen erwarten, die die Heiligkeit der für sie geschaffenen Gesetze verletzt haben.

Die Hölle ist aus Papiermaché gemacht, sie ist dunkelrot angestrichen, und alles darin ist von einer feuerfesten Lösung und einem dicken, schmutzigen Fettgeruch durchtränkt. Die Hölle ist sehr schlecht gemacht — sie kann selbst bei einem recht anspruchslosen Menschen Abscheu erregen. Sie stellt eine Höhle dar, in der chaotisch Steine aufgetürmt sind und in der rötliches Dämmerlicht herrscht. Auf einem der Steine sitzt Beelzebub im roten Trikot, er verzerrt sein mageres braunes Gesicht zu verschiedenerlei Grimassen und reibt sich die Hände wie ein Mann, der ein gutes Geschäft gemacht hat. Er muß sehr unbequem sitzen — der Papiermachéstein knirscht und wackelt, aber er scheint das nicht zu bemerken, denn er beobachtet, wie unten, vor seinen krummen Beinen, die Teufel mit den Sündern Abrechnung halten.

Da ist ein Mädchen, das hat sich einen neuen Hut gekauft und besichtigt sich zufrieden und fröhlich im Spiegel. Da pirschen sich zwei kleine, offenbar sehr hungrige Teufel von hinten an sie heran und packen sie unter den Armen. Sie kreischt auf — zu spät! Die Teufel legen sie in eine lange glatte Rinne, die steil in eine Grube inmitten der Höhle führt. Aus der Grube steigen grauer Rauch und rote papiere Feuerzungen auf, und das Mädchen mitsamt dem Spiegel und dem Hut fährt auf dem Rücken durch die Rinne in die Grube hinab.

Ein junger Bursche hat ein Glas Schnaps getrunken, — langsam lassen die Teufel auch ihn in der Bühnenversenkung verschwinden.

In der Hölle ist es schwül, die Teufel sind klein und schwächlich, sie sind anscheinend sehr erschöpft von ihrer Arbeit, deren Gleichförmigkeit und offensichtliche Fruchtlosigkeit sie ärgert. Deshalb machen sie mit den Sündern nicht viel Federlesens und werfen sie wie Holzscheite in die Rinne. Wenn man sie ansieht, möchte man ihnen zurufen:

„Schluß mit den Dummheiten! Streikt doch einfach, Jungens!...“

Ein Mädchen hat einem Mann, mit dem sie sich unterhielt, ein paar Münzen aus der Tasche gezogen, — schwupps holen die Teufel sie fort, zum Vergnügen Beelzebubs, der lustig mit den Beinen baumelt und näseldt kichert. Wütend schießen die Teufel zu dem Nichtstuer hinauf und schleudern erbost alle, die — in Geschäften oder aus Langerweile — gerade in die Hölle kommen, in den Schlund der Feuergrube...

Das Publikum sieht sich diese Schrecken schweigend und ernsthaft an. Im Saal ist es dunkel. Ein stämmiger lockiger Bursche in einer dicken Jacke sagt mit tiefer düsterer Stimme sein

Sprüchlein her, wobei er mit der Hand auf die Bühne deutet.

Er behauptet, wenn die Menschen nicht dem krummbeinigen Beelzebub im roten Trikot zum Opfer fallen wollten, müßten sie wissen, daß man keine Mädchen küssen darf, ehe man sie heiratet, weil die Mädchen sonst zu Prostituierten werden können; daß man, ohne Erlaubnis der Kirche keine jungen Männer küssen darf, weil davon kleine Jungen und Mädchen zur Welt kommen können; Prostituierte dürfen aus den Taschen ihrer Gäste kein Geld stehlen; alle Menschen müssen es unterlassen, Wein und andere Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, die die Leidenschaften aufpeitschen; alle müssen statt in die Kneipe in die Kirche gehen, — das sei heilbringender für die Seele und bekömmlicher für den Beutel...

Er spricht eintönig und langweilig und glaubt wohl selbst nicht daran, daß man so leben soll, wie ihm zu predigen befohlen ist.

Unwillkürlich ruft man den Inhabern dieser zur Besserung von Sündern dienenden Vergnügungsstätte zu:

„Meine Herren! Wenn Sie wollen, daß die Moral auf die Seele des Menschen wenigstens mit der Durchschlagskraft von Rizinusöl wirken soll, so müssen Sie die Moralprediger besser bezahlen!“

Am Schluß dieser schrecklichen Geschichte erscheint aus einer Ecke der Höhle ein bis zum Überdruß schöner Engel. Er hängt an einem Draht, schwebt durch die ganze Höhle und hält eine mit Goldpapier beklebte Holzflöte in den Zähnen. Als Beelzebub ihn sieht, schlüpft er wie ein Kaulbarsch hinter den Sündern her in die Grube; es knirscht, die Papiermachésteine stürzen zusammen, hocherfreut laufen die Teufel davon, um von der Arbeit auszuruhen, — der Vorhang senkt sich. Das Publikum steht auf und geht. Manche wagen es, zu lachen, die meisten blicken konzentriert drein. Vielleicht denken sie:

„Wenn es auch in der Hölle so abscheulich ist, dann lohnt es wohl nicht zu sündigen.“

Man geht weiter. Im nächsten Gebäude zeigt man den Leuten das „Jenseits“. Das ist ein großes Unternehmen, ebenfalls aus Papiermaché, es stellt Schächte dar, in denen die schlecht gekleideten Seelen der Abgeschiedenen sinnlos umherwanken. Man kann ihnen zuzwinkern, aber zwicken darf man sie nicht. Das ist Tatsache. Sicher langweilen sie sich sehr in dem Halbdunkel des unterirdischen Labyrinths, zwischen den rauen Wänden, über die ein kalter, feuchter Luftstrom rieselt. Manche Seelen haben einen bösen Husten, andere kauen schweigend Tabak

und spucken gelben Speichel auf die Erde; eine Seele raucht, in der Ecke an die Wand gelehnt, eine Zigarre...

Geht man an ihnen vorüber, so sehen sie einem mit farblosen Augen ins Gesicht und verstecken, die Lippen fest zusammenpressend, fröstelnd ihre Hände in den grauen Falten der jenseitigen Lumpen. Hungrig sind sie, diese armen Seelen, und anscheinend leiden viele von ihnen an Rheumatismus. Schweigend sieht das Publikum sie an und speist, die feuchte Luft einatmend, seine eigene Seele mit trübseliger Langerweile, die das Denken auslöscht wie ein nasser schmutziger Lappen, der auf kaum glimmende Kohlen geworfen wird...

In einem anderen Gebäude wird einem zuvorkommend die „Sintflut“ gezeigt, die bekanntlich veranstaltet wurde, um die Menschen für ihre Sünden zu strafen...

Alle Sehenswürdigkeiten dieser Stadt haben einen einzigen Zweck: den Menschen zu zeigen, womit und wie ihnen für ihre Sünden nach dem Tode heimgezahlt werden wird, sie zu lehren, demütig und gesetzesfromm auf Erden zu wandeln.

Überall wird ein und dasselbe gepredigt:

„Du sollst nicht!“

Denn die überwiegende Mehrheit des Publikums ist arbeitendes Volk...

---

Aber man muß ja Geld verdienen, und in heimlichen Winkeln der hellen Stadt macht sich das Laster, wie überall auf Erden, verächtlich über die Heuchelei und Lüge lustig. Natürlich ist es verhüllt, und selbstverständlich ist es langweilig, denn es ist ja auch „fürs Volk“ da. Es ist aufgezogen als einträgliches Geschäft, als ein Mittel, den Menschen ihren Lohn aus der Tasche zu ziehen, und in seiner leidenschaftlichen Goldgier ist es in diesem Sumpf hellerleuchteter Langerweile nur um so widerlicher und abstoßender...

Das Volk wird damit gefüttert...

...Es fließt als dichter Strom zwischen zwei Reihen hellerleuchteter Häuser hin, und die Häuser verschlingen es mit hungrigem Schlund. Rechts schreckt man es mit den Grauen ewiger Qualen und prägt ihm ein:

„Sündige nicht! Das ist gefährlich!“

Links, in einem geräumigen Tanzsaal, drehen sich langsam Frauen, und alles spricht dort:

„Sündige! Das ist angenehm...“

Geblendet von den flirrenden Lichtern, verlockt von billigem, aber flimmerndem Luxus, trunken vom Lärm dreht es sich im langsamen Tanze der tödlichen Langerweile und geht gern blind nach links, zur Sünde, nach rechts, in

die Häuser, wo ihm ein heiliger Lebenswandel gepredigt wird.

Dies willlose Gehen hierhin und dorthin stumpt ihn mit gleicher Kraft ab, es ist nutzbringend für die Händler der Moral wie für die Krämer des Lasters.

Das Leben ist geschaffen, auf daß das Volk sechs Tage in der Woche arbeite, am siebenten aber sündige und — für seine Sünden bezahle, sie beichte und für die Beichte wiederum bezahle — das ist alles.

Die Lampen zischen wie Hunderttausende erboster Schlangen; wie dunkle Fliegenschwärme summen kraftlos und dumpf die Menschen, die sich langsam in dem flimmernden dünnen Spinnennetz der Gebäude drehen und wenden. Ohne Hast, ohne ein Lächeln auf den glattrasierten Gesichtern gehen sie durch alle Türen, stehen lange vor Tierkäfigen, kauen Tabak und spucken.

In einem Riesenkäfig treibt ein Mann durch Revolverschüsse und unbarmherzige Schläge mit einer dünnen Reitpeitsche bengalische Tiger umher. Die schönen Tiere, die der Schrecken von Sinnen bringt, rennen, von den Lichtern geblendet, vom Musik und Schüssen betäubt, wütend zwischen den eisernen Gitterstäben hin und her, sie brüllen, fauchen und funkeln mit ihren grünen Augen; ihre Lefzen zittern und entblößen zornig die spitzen Zähne; sie fahren drohend bald mit der einen, bald mit der anderen Tatze durch die Luft. Aber der Mensch schießt ihnen mitten zwischen die Augen, und der laute Knall der Platzpatrone, der schneidende Schmerz der Peitschenhiebe treibt den starken, elastischen Körper des Tiers in die Ecke des Käfigs. Zitternd vor Entrüstung und zorniger Wehmut des Starken, gewürgt von Qualen, erstirbt das erniedrigte, gefangene Raubtier für einen Augenblick in seiner Ecke und starrt mit Wahnsinnsaugen, den schlangenartigen Schweif nervös schlagend, vor sich hin...

Der elastische Körper ballt sich zu einem festen Muskelbündel zusammen, er bebzt, bereit, in die Luft zu schnellen, die Klauen in das Fleisch des Mannes mit der Peitsche zu schlagen, ihn zu zerreißen, zu vernichten...

Wie Sprungfedern erzittern die Hinterbeine, der Hals streckt sich, in den grünen Pupillen sprühen blutrote Funken der Freude auf.

In diese Augen bohren sich wie Hunderte stumpfer Nadelstiche, die farblosen, kühl erwartenden Blicke der eintönig gelben Gesichter hinter dem Gitter, die trüb zu einem messinggelben Fleck zusammenfließen.

Das in seiner toten Unbeweglichkeit furchtbare Gesicht der Menge wartet, — auch sie will Blut

und wartet darauf, sie wartet nicht aus Rache, sondern aus Neugier, wie eine längst gezähmte Bestie.

Der Tiger zieht den Kopf ein, traurig weiten sich seine Augen, und er weicht in gleitender Wellenbewegung zurück, als sei sein vor Rachedurst flammendes Fell plötzlich von eisigem Regen getroffen worden.

Der Mann schießt, knallt mit der Gerte, brüllt wie ein Besessener, — in den Schreien verbirgt er seine schreckliche Angst vor der Bestie und seine sklavische Furcht davor, es dem Tier draußen nicht recht zu machen, das sich ruhig an den Sprüngen des Mannes ergötzt, der gespannt den verhängnisvollen Sprung der Bestie erwartet. Auch das Tier wartet — unbewußt ist in ihm ein uralter Instinkt erwacht und atmet nun; es verlangt den Kampf, es möchte in süßer Erregung erzittern, wenn die beiden Körper sich ineinander verkrallen, wenn Blut spritzt und rauchend zerfetztes Menschenfleisch auf den Boden des Käfigs fliegt, wenn Gebrüll und Geschrei aufspringt...

Das Hirn des Tiers aber ist bereits vom Gift verschiedener Verbote und Befürchtungen durchtränkt; in ihrem Sehnen nach Blut empfindet die Menge Furcht, sie will es und sie will es auch nicht, und dieser dunkle Zwiestreit in der eigenen Seele vermittelt ihr einen würzigen Genuss, sie — lebt...

Der Mensch hat alle Tiere in Furcht versetzt, sie entfliehen mit weicher Bewegung in die Tiefe des Käfigs, er aber schwitzt und ist zufrieden, daß er heute mit dem Leben davongekommen ist, er lächelt mit blaßgewordenen Lippen, bemüht, ihr Zittern zu verbergen, und verneigt sich vor dem ehernen Gesicht der Menge, verneigt sich vor ihm wie vor einem Götzenbild.

Sie blökt, klatscht in die Hände und zerfällt in dunkle Brocken, zerrinnt in dem zähen Sumpf der Langenweile rings um sie...

Nachdem sich die Tiere an dem Bild des Wettkampfs zwischen Mensch und Bestie ergötzt haben, gehen sie davon, um noch irgend etwas anderes Ergötzliches zu suchen. Da ist der Zirkus. In der Mitte der runden Arena schleudert ein Mann mit seinen langen Beinen zwei Kinder in die Luft. Die Kinder flattern über ihm wie zwei weiße Tauben, denen man die Flügel gehrochen hat; manchmal gleiten sie von seinen Füßen ab, fallen zu Boden und blicken ängstlich nach dem zurückgeworfenen, blutunterlaufenen Gesicht des Vaters oder Brotherrn, um sich dann wieder in der Luft zu drehen. Rings um die Arena hat sich eine Menge gebildet. Sie sieht zu. Wenn ein Kind von den Füßen des Akrobaten abrutscht, beleben

sich alle Gesichter, als kräusle ein leichter Wind das schlafige Wasser einer schmutzigen Pfütze.

Wie gern sähe man jetzt einen Betrunkenen mit fröhlicher Fratze, der geht, sich drängelt, singt, brüllt — beglückt davon, daß er betrunken ist — und allen guten Leuten herzlichst ein gleiches wünscht...

Die Musik dröhnt und reißt die Luft in Fetzen. Die Kapelle ist schlecht, die Musikanten sind müde, die Klänge der Trompeten fliegen unzusammenhängend durch die Luft, als hinkten sie; sie können keine harmonische Ordnung finden, purzeln in gebrochener Linie vor, stoßen, überholen, überrennen einander. Aus irgendeinem Grunde stellt man sich jeden einzelnen Ton als ein Stück Messing vor, dem Menschenantlitz gegeben ist — ein Mund ist hineingeschnitten, Augen sind da, eine Öffnung für die Nase, und an den Seiten kleben lange weiße Ohren. Der Mann, der mit dem Taktstock über den Köpfen der ihn nicht anblickenden Musiker herumfuchtelt, packt diese Stücke an den Henkelohren und wirft die Unsichtbaren in die Höhe. Sie prallen zusammen, die Luft pfeift in den Spalten ihrer Münder, und dies macht die Musik, vor der selbst die an alles gewohnten Pferde der Zirkusreiter ängstlich fortstreben. Nervös zucken sie mit den spitzen Ohren, als wollten sie die stechenden Blechtonen herausschütteln...

Eigenartige Phantasien weckt diese Bettlermusik, die zur Zerstreuung von Sklaven dient. Man möchte einem Musikanten die größte Posaune aus der Hand reißen und mit aller Kraft, aus voller Brust lange, laut und donnernd hineinblasen, damit alle, von der Angst vor dem irrsinnigen Ton gejagt, aus der Gefangenschaft davonlaufen...

Unweit von der Kapelle steht ein Bärenkäfig; einer der Bären, ein dicker brauner mit kleinen schlauen Äuglein, steht mitten im Käfig und schüttelt gemessen den Kopf. Wahrscheinlich denkt er:

„Dies kann ich nur dann als etwas Vernünftiges ansehen, wenn mir bewiesen wird, daß alles hier absichtlich so eingerichtet ist, damit die Menschen geblendet, betäubt und verunstaltet werden. Dann rechtfertigt der Zweck allerdings die Mittel... Wenn aber die Menschen aufrichtig meinen, dies alles sei unterhaltend, dann gebe ich es auf, an ihren Verstand zu glauben!...“

Zwei andere Bären sitzen einander gegenüber, als spielten sie Schach. Ein vierter scharrt sorgsam Stroh in einer Käfigecke zusammen, wobei er mit seinen schwarzen Krallen an die Eisenstäbe stößt. Sein Gesicht ist von enttäuschter Ruhe. Anscheinend erwartet er nichts mehr vom Leben und beabsichtigt, schlafen zu gehen...

Die Tiere wecken gespannte Aufmerksamkeit — die wäßrigen Augen der Menschen sehen sie unverwandt an, als suchten sie etwas längst Vergessenes in den freien, kraftvollen Bewegungen der schönen Körper von Löwen und Panthern. Sie stehen vor den Käfigen, schieben Stöcke durch das Gitter und stoßen die Tiere schweigend in den Leib, in die Flanken, um zu sehen, was geschieht.

Tiere, die den Charakter der Menschen noch nicht kennen, werden böse, schlagen mit den Tatzen gegen das Käfiggitter und brüllen, wobei sie zornig ihre bebenden Rachen aufreißen. Das gefällt. Durch Eisenstäbe vor den Schlägen der Tiere geschützt und von ihrer Sicherheit überzeugt, blicken die Menschen ruhig in die blutunterlaufenen Augen und lächeln befriedigt. Aber die meisten Tiere antworten den Menschen nicht. Trifft sie ein Stoß mit dem Stock oder werden sie angespien, dann stehen sie langsam auf und schreiten, ohne den Beleidiger anzusehen, in eine entfernte Ecke des Käfigs. Dort liegen im Dunkeln die starken, schönen Körper der Löwen, Tiger, Panther und Leoparden, und im Finstern glühen die runden Pupillen im grünen Feuer der Verachtung für die Menschen...

Die Menschen aber werfen noch einen Blick auf sie, gehen fort und sagen:

„Das ist eine langweilige Bestie...“

Vor der Musikkapelle, die mit dem Eifer der Verzweiflung am halbrunden Eingang irgendeines dunklen, weit aufgerissenen Rachens spielt, in dem Stuhllehnen wie Zahnreihen gähnen, — vor den Musikern ist ein Pfahl aufgestellt, und auf dem Pfahl sitzen, mit einer dünnen Kette festgemacht, zwei Affen — Mutter und Kind. Das Kind preßt sich fest an die Brust der Mutter und kreuzt seine langen, dünnen Arme mit den winzigen Fingern auf ihrem Rücken. Die Mutter hat es fest mit einem Arm umschlungen, der andere Arm ist schützend vorgestreckt, und die Finger der Hand sind nervös verkrampt, bereit zu kratzen oder zu schlagen. Die Augen der Mutter sind voll Spannung geweitet, aus ihnen sprechen deutlich ohnmächtige Verzweiflung, stechender Schmerz in Erwartung einer nicht zu vermeidenen Kränkung, ermatteter Zorn und Kummer. Das Kind lehnt mit der Wange an ihrer Brust und blickt mit eisigem Schrecken zu den Menschen hinüber, — offenbar hat es sich schon an seinem ersten Lebenstag mit Furcht vollgesogen, und sie ist für alle Zeiten in ihm zu Eis erstarrt. Die kleinen weißen Zähne fletschend, läßt die Mutter keine Sekunde den Arm sinken, der das geliebte Körperchen umspannt, und schlägt mit dem andern ständig die Stöcke und Schirme

beiseite, die die Beschauer ihrer Qualen unaufhörlich nach ihm aussstrecken.

Es sind ihrer viele. Das sind weißhäutige Wilde, Männer und Frauen, mit Melonen und Federhüten auf den Köpfen, und allen diesen Leuten macht es furchtbaren Spaß zu sehen, wie geschickt die Affenmutter ihr Kind gegen die Schläge verteidigt, die nach seinem kleinen Körper geführt werden...

Rasch dreht sich die Äffin auf der tellergroßen runden Fläche und kann jede Sekunde den Zuschauern vor die Füße rollen, unermüdlich stößt sie alles fort, was ihr Kind berühren möchte. Manchmal kann sie einen Schlag nicht mehr abwehren und schreit kläglich auf. Ihr Arm schlägt rasch wie eine Peitsche nach allen Seiten, aber der Zuschauer sind allzu viele, und jeder möchte so gern schlagen, die Äffin am Schwanz ziehen und an der Kette zerren, die an ihrem Hals hängt. Sie kann nicht alle abwehren. Ihre Augen zwinkern kläglich, um den Mund bilden sich strahlenförmige Runzeln des Kummens und des Schmerzes.

Die Arme des Kindes pressen ihr den Brustkorb zusammen; so fest drückt es sich an sie, daß seine Finger in dem dünnen Fell der Mutter fast verschwinden. Seine Augen blicken unverwandt auf die gelben Flecke der Gesichter, in die trüben Augen der Menschen, denen seine Angst vor ihnen ein kleines Vergnügen bereitet...

Manchmal richtet ein Musiker das blecherne, dumme Maul seiner Trompete nach der Äffin und überschüttet sie mit einem gellenden Ton, — sie duckt sich, fletscht die Zähne und sieht den Musiker mit stechendem Blick an...

Das Publikum lacht und nickt dem Musiker billigend zu. Er ist zufriedengestellt und wiederholt den Trick nach einer Minute.

Unter den Zuschauern sind auch Frauen; wahrscheinlich sind manche von ihnen Mütter. Aber keine von ihnen sagt ein Wort gegen diesen bösen Scherz. Allen gefällt er...

Manches Paar Augen scheint platzen zu wollen, so gespannt und genießerisch starrt es die Leiden der Mutter und den wilden Schrecken des Kindes an.

Neben der Kapelle steht der Elefantenkäfig. Der Insasse ist ein älterer Herr mit abgeschabter, glänzender Kopfhaut. Er hat den Rüssel durch die Gitterstäbe gesteckt, läßt ihn gewichtig schaukeln und beäugt das Publikum. Und das gutmütige, vernünftige Tier denkt:

„Natürlich ist dieses Pack, das von dem schmutzigen Besen der Langeweile hierhergefegt

wurde, imstande, auch seine eigenen Propheten zu verhöhnen, — wie ich von alten Elefanten gehört habe. Aber dennoch tut mir die Äffin leid... Ich hörte auch, daß die Menschen wie Schakale und Hyänen einander manchmal zerfleischen, aber davon wird der Äffin nicht leichter, nein, davon wird ihr nicht leichter!...“

„Du blickst in dieses Paar Augen, in denen der Schmerz einer Mutter zittert, die zu schwach ist, um ihr Kind zu schützen, und in die Augen des Kindes, in denen reglos der tiefe, kalte Schrecken vor den Menschen erstarrt ist, und dann blickst du auf die Menschen, die imstande sind, sich an den Qualen eines Lebewesens zu ergötzen, wendest dich der Äffin zu und sagst leise:

„Du Tier! Verzeih ihnen! Mit der Zeit werden sie sich bessern...“

Das ist natürlich lächerlich und dumm. Und auch nutzlos. Es gibt wohl kaum eine Mutter, die die Qualen ihres Kindes verzeihen könnte; ich glaube, nicht einmal unter den Hunden gibt es eine solche Mutter...

Vielelleicht höchstens unter den Schweinen...

Ja... .

Also — wenn die Nacht kommt, flammt plötzlich über dem Ozean eine durchsichtige, ganz in Licht gehüllte Zauberstadt auf. Sie brennt — ohne zu verbrennen — auf dem dunklen Hintergrund des Nachthimmels und spiegelt ihre Schönheit in dem hingestreckten Glanze der Meereswellen.

In dem flimmernden Spinnennetz ihrer zarten Gebäude kriechen wie Läuse in den Lumpen eines Bettlers gelangweilt Zehntausende grauer Menschen mit farblosen Augen umher.

Gierig und gemein zeigen sie die abstoßende Nacktheit ihrer Lüge und die Naivität ihrer Verschlagenheit, ihre Heuchelei und die Unersättlichkeit ihrer Gier. Das kalte Leuchten des toten Lichts entblößt die ganze Gedankenarmut und ruht in triumphierendem Glanz auf allem, was die Menschen umgibt...

Aber die Menschen sind sorgfältig geblendet und trinken entzückt und schweigend das abscheuliche Gift, das ihnen die Seele abtötet.

In trägem Tanze dreht sich langsam die Langeweile, vergehend in der Agonie ihrer Kraftlosigkeit.

Nur eins ist gut in der lichten Stadt — in ihr kann man seine Seele für sein ganzes Leben anfüllen mit Haß gegen die Kraft der Dummheit...

geräumt, daß ihnen reale Bildungsmöglichkeiten und gleiche Arbeitsentlohnung wie den Männern gewährt werden, mit anderen Worten, sie enthalten alle die Voraussetzungen, ohne die die Befreiung der Frau stets nur eine mündliche oder schriftliche Deklaration bleibt.

Aber gerade die Schaffung dieser Voraussetzungen ist den kapitalistischen Monopolen und den ihnen willfährigen Regierungen der bürgerlichen Länder unerwünscht. Die Zurücksetzung der Frau ist eins der Mittel zur Ausbeutung und politischen Knechtung der gesamten werktätigen Masse. Daher benutzten die Vertreterinnen des englisch-amerikanischen Blocks, die angeblich zum Schutz der Frauenrechte nach Beirut entsandt worden waren, ihre Mehrheit, um die Annahme der Sowjetanträge zu vereiteln und Beschlüsse durchzubringen, die den Kampf der Frauen der einzelnen Länder für demokratische Rechte und Freiheiten nur erschweren können.

Der Druck, den die Washingtoner Damen auf Teilnehmerinnen der Tagung ausübten, war so augenfällig und unverblümmt, daß selbst Delegierte, die wie sie stimmten, manchmal in Verlegenheit gerieten. Als die USA-Delegation z. B. die Ablehnung des Sowjetvorschlags über gleiche Arbeitsentlohnung von Frauen und Männern verlangte, konnte die Delegierte Mexikos nicht länger an sich halten und erklärte:

„Es ist Verrat, wenn wir diesen Antrag nicht annehmen...“

Aber selbst eine solche Auffassung von dem Sinn der dortigen Vorgänge hinderte die Mehrheit der Tagungsteilnehmerinnen nicht, so zu stimmen, wie sie von Washington aus angewiesen worden waren.

Im Endergebnis faßte die dritte Tagung des UNO-Ausschusses für die Rechte der Frauen keinen einzigen Beschuß, der darauf abzielt, die Elendslage der Frauen in den kapitalistischen Ländern zu verbessern und ihre Rechte und Freiheiten zu schützen. Infolge der Sabotage, die die Vertreterinnen der Länder des englisch-amerikanischen Blocks übten, hat der Ausschuß seine Aufgaben nicht erfüllt.

### IST DAS NICHT DER GRUND DER VERZÖGERUNG?

Ende März setzten die amerikanischen Besatzungsbehörden in Österreich den „Befehl Nr. 200“ in Kraft, der jeden Österreicher mit schweren Strafen einschließlich der Todesstrafe bedroht, wenn er Handlungen, von denen der Befehl eine lange Liste enthält, begeht, anregt, unterstützt oder wenn er andere dazu anstiftet. Diese Liste

umfaßt alles, beginnend mit der Beteiligung an Streiks (Störung der Arbeit öffentlicher Einrichtungen) und abschließend mit der Weigerung, für den amerikanischen Nachrichtendienst zu arbeiten (Hehlerei oder Weigerung, Angaben zu machen). Punkt 10 des Befehls sieht z. B. schwere Strafmaßnahmen für „Aufhetzung zur Meuterei oder zu öffentlichen Unruhen oder Beteiligung an ihnen“ vor. Der ganze Befehl ist so formuliert, daß er unter jedem beliebigen Vorwand auf jeden beliebigen Österreicher angewandt werden kann.

Dieser Befehl der amerikanischen Besatzungsbehörden versetzt die Österreicher in die Lage eines Kolonialvolks. Die Ordnung, die durch den Befehl eingeführt wird, widerspricht nicht nur den gegenwärtig in Österreich gültigen Gesetzen, sondern auch dem Kontrollabkommen der vier Mächte, das u. a. amerikanische Unterschriften trägt.

Der Befehl Nr. 200 ergibt sich logisch aus dem gesamten Kurs der USA-Politik in Österreich. Über die wahren Ziele dieser Politik kann man in der „New York Herald Tribune“ vom 6. März nachlesen. Dieses Blatt teilt mit, daß in Österreich eine beschleunigte „Umwandlung des amerikanischen Besatzungskommandos“ vor sich gehe, daß in der amerikanischen Besatzungszone schwere Artillerie zur Befestigung „strategischer Positionen“ eintrete und Artillerieoffiziere zur Überwachung der „Verwendung neuer Waffen“ dort hin entsandt würden, ferner daß die Truppenteile für Kraftwagenreparaturen sich auf die Bedienung von Panzertruppen umstellen und daß aus Einheiten der Militärpolizei SchützenEinheiten formiert werden.

Geht hieraus nicht klar hervor, wozu der USA-Imperialismus Österreich auszunutzen gedenkt?

Es ist ganz offensichtlich, daß der drakonische Befehl, der für die österreichische Bevölkerung fast Bedingungen des Belagerungszustands einführt, völlig den Plänen entspricht; die auf eine Umwandlung der westlichen Zonen Österreichs in einen Militärstützpunkt der USA in diesem Teil Europas hinauslaufen.

Im Zusammenhang mit den von der USA-Presse veröffentlichten Tatsachen der Kriegsvorbereitungen auf dem Territorium der westlichen Besatzungszonen Österreichs verlohnt es, Erwägungen der „New York Herald Tribune“ über den vereinbarten Artikel des Projekts für den österreichischen Staatsvertrag anzuführen, in dem die Abberufung sämtlicher Besatzungstruppen aus Österreich innerhalb von drei Monaten vorgesehen ist. Im Februar schrieb dieses Blatt:

„Würden wir Österreich verlassen, so wäre das für uns Amerikaner ein ernster strategischer Rückschlag. Wenn wir aber lange genug auf diesem vorgeschobenen

Posten ausharren, so mag es möglich sein, ganz Südosteuropa zurückzugewinnen, was ein enormer Sieg für uns wäre."

Angesichts derart abenteuerlicher Absichten wird vielleicht verständlich, warum die amerikanischen und die englischen Politiker den Abschluß des österreichischen Staatsvertrags so sehr hin-auszögern.

### UMSTURZ IN SYRIEN

Der Staatsstreich, der am 30. März in Syrien verübt wurde, hat eine ganz bestimmte politische Färbung. General Husni Saim, der den Präsidenten der Republik verhaftete, das Parlament auflöste und sich zum Diktator aufwarf, antwortete auf die Frage des Korrespondenten von „Al-Hajat“, ob die Auflösung des Parlaments nicht ein Verstoß gegen die Verfassung sei:

„Als General Franco zu operieren begann, hat er sich da an irgendeinen Verfassungsartikel gehalten?“

Die Person dieses Anwärters auf die Rolle eines syrischen Franco ist ziemlich bemerkenswert. Er schloß 1917 seine Ausbildung an der Militärhochschule in Stambul ab, diente in der türkischen Armee und dann in der Fremdenlegion der französischen Armee, die unter dem unterdrückten syrischen Volk aufräumte. Während des zweiten Weltkrieges erfüllte Saim in Syrien Aufträge des faschistischen Vichyregimes, wurde nach dessen Liquidierung und nach Ausrufung der Republik Syrien verhaftet und verurteilt. Kaum aber waren Kreise der Bourgeoisie und der Gutsbesitzer in Syrien zur Macht gelangt, da wurde Saim auf freien Fuß gesetzt und rückte bald zu führenden Posten auf. Die Regierung, die im Fahrwasser der englisch-amerikanischen nahöstlichen Politik schwamm, machte den faschistischen Agenten zum Armeebefehlshaber. Schließlich riß Saim, gestützt auf profaschistische Parteien und Gruppen, die Macht an sich.

Im Laufe einer Reihe von Jahren traten das syrische Volk und alle seine demokratischen Organisationen gegen die Einbeziehung des Landes in den von den britischen Imperialisten projektierten Marionettenstaat „Großsyrien“ auf, zu dessen Oberhaupt König Abdullah von Transjordanien aussehen ist. Die demokratischen Kreise des Landes protestierten entschieden gegen die Eingliederung Syriens in die aggressiven Blocks der englisch-amerikanischen Imperialisten. Die syrische Zeitung „Al-Dschalaa“ gab den englisch-amerikanischen Versuchen, einen Mittelmeerblock zu schaffen, zwei Tage vor dem Staatsstreich folgende Einschätzung:

„Die Araber werden niemals gegen die Sowjetunion kämpfen und das Verbleiben der englisch-amerikanischen Imperialisten im arabischen Osten nicht dulden... Es

deutet nichts darauf hin, daß die Sowjetunion die arabischen Länder bedroht, dagegen hat man alle Ursache, zu erklären, daß die Araber den englisch-amerikanischen Imperialismus schon Jahrzehnte auf dem Hals haben.“

Auf welchen Weg zerrt der neugebackene Diktator Syriens das Land? In einer Erklärung, die am 4. April in Stambuler Blättern veröffentlicht wurde, teilt Saim folgendes mit:

„Ich habe in der Türkei die Schule besucht und liebe die Türken aufrichtig... Im Falle eines Kriegs wird sich die Türkei an der vordersten Linie befinden, deshalb müssen die dahinter liegenden Staaten Syrien und Irak ebenfalls stark sein. Auf jeden Fall sperren wir die Kommunisten Syriens in Konzentrationslager.“

Zu diesem herausfordernden volksfeindlichen Programm des faschistischen Diktators ist hinzuzufügen, daß er es übernommen hat, die Republik Syrien in der britischen kolonialen Mißbildung „Großsyrien“ zu begraben. Zwei Tage nach dem Umsturz trafen bereits in Damaskus Vertreter der Haschimiten-Dynastie aus Amman und Bagdad ein. Wie die Presse in Kairo meldet, eilt auch Abdullah nach Damaskus.

Die Aktivität der englischen Agenten zeugt davon, daß die Ereignisse in Syrien außer allem anderen auch noch die Gegensätze zwischen den amerikanischen und den englischen Imperialisten und ihren Kampf um die Kontrolle über die nahöstlichen Erdölvorkommen und die strategisch wichtigen Stützpunkte widerspiegeln. Hinter dem syrischen Umsturz stecken englische imperialistische Interessen. In den andern arabischen Ländern gewinnen Kreaturen der USA-Imperialisten die Oberhand. Aber sowohl die einen wie die andern spielen um ihrer räuberischen Ziele willen in gleicher Weise mit dem Geschick der Völker und rauben ihnen gewaltsam ihre Unabhängigkeit.

### WO YOSHIDA NICHT AUSKOMMEN KANN

Mehr als einen Monat lang konnte Shigeru Yoshida, der Ministerpräsident Japans, nicht den „geeigneten Moment“ für die Bekanntgabe seines Regierungsprogramms finden. Schließlich trat er am 4. April mit diesem Programm in der Unteren Kammer des Parlaments hervor. In seiner Erklärung mußte er ein gewisses Fazit ziehen.

Vor allem gab Yoshida zu, daß der Zustand der japanischen Volkswirtschaft sowie die Lage der breiten werktätigen Massen mit jedem Tage schlechter wird. Er sprach vom Haushalts- und Handelsdefizit, von der Inflation und vom Steigen der Steuern. Der einzige Lichtblick in diesem düsteren Bild ist, wenn man dem japanischen Ministerpräsidenten glauben will, die amerikanische „Hilfe“. Yoshida sprach davon im Tone grenzenloser Speichelkerei.

„Wir sind den alliierten Mächten, besonders Amerika, aus tiefstem Herzen dankbar“, sagte der durchtriebene Ministerpräsident salbungsvoll. „Der größte Teil der japanischen Industrie wird mit amerikanischem Kapital subsidiert, und nur dadurch kann die Regierung auskommen...“

Diese offene Erklärung verdient der Beachtung.

Amerikanisches Kapital dringt in alle japanischen Wirtschaftszweige ein und unterwirft sie seiner Kontrolle. Amerikanische Geschäftsleute kaufen nicht nur die Aktien japanischer Firmen auf, sie haben sich auch an die staatlichen Eisenbahnen und Kraftwagenverkehrsgesellschaften herangemacht. Der japanische Außenhandel liegt ganz in amerikanischen Händen. Sein Defizit machte im vorigen Jahr mehr als 8 Milliarden Jen aus. Japan produzierte, laut offiziellen Angaben, im vorigen Jahr nur halb soviel wie vor dem Kriege. Sechs Millionen Arbeiter und Angestellte sind erwerbslos und haben keinerlei Aussicht, Arbeit zu finden. Eine Folge des wirtschaftlichen

Niedergangs und der Inflation ist das für die Bevölkerung katastrophale Steigen der Lebenshaltungskosten. Offiziellen Angaben gemäß sind die Preise von November 1947 bis November 1948 um 60 Prozent gestiegen. Die Lebenshaltungskosten gehen weiter in die Höhe.

So sehen die Resultate der amerikanischen „Unterstützung“ für die japanische Volkswirtschaft aus. Yoshida ist zufrieden, daß es der Regierung gelingt, dank den amerikanischen Subsidien, die das japanische Volk versklaven, irgendwie auszukommen. Man hat Anlaß zu glauben, daß diese Subsidien das persönliche Budget Yoshidas und der Mitglieder seines Kabinetts sanieren. Hier kommen sie bestimmt gut aus. Aber sowohl die japanische Volkswirtschaft als auch die Bevölkerung Japans leben sozusagen von der Hand in den Mund. Und dies gerade infolge der sogenannten amerikanischen Hilfe. Deshalb ist auch im Programm des japanischen Kabinetts von einem Auskommen nichts zu merken.

## Die Generation, die den Kommunismus erleben wird

J. DOLMATOWSKI

EINES der größten Ereignisse dieses Frühjahrs war in der Sowjetunion der XI. Kongreß des Leninschen Kommunistischen Jugendverbands der UdSSR.

Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki) hat in seinem Begrüßungsschreiben an den Kongreß und an die ganze Neunmillionenarmee der Komsomolzen und Komsomolzinnen der Sowjetunion die Tätigkeit des Komsomol einer hohen Einschätzung gewürdigt:

„Der Leninsche Komsomol ist die Vorhut der Sowjetjugend, die zuverlässige Reserve der bolschewistischen Partei und ihr treuer Helfer. Erzogen und geleitet von der Partei Lenins-Stalins, hat der Kommunistische Jugendverband einen großen und glorreichen Weg zurückgelegt, hat Millionen junger Sowjetpatrioten, aktiver Erbauer der kommunistischen Gesellschaft, herangebildet und erzogen.“

Im Großen Kremlpalast versammelten sich 1362 der besten Vertreter der Sowjetjugend. Viele von ihnen sind dem ganzen Lande bekannt. So Iwan Koshedub, ein ruhmvoller Flieger und dreifacher Held der Sowjetunion; Wladimir Funtikow, ein namhafter Maurer und Teilnehmer am Wiederaufbau Stalingrads; der junge ukrainische Schriftsteller Alexander Gontschar, der für seinen prachtvollen Roman „Die Fahnenträger“ einen Stalinpreis erhielt; die Kollektivbäuerin Warwara Tolstikowa, eine durch hohe Erträge der von ihr bearbeiteten Felder im ganzen Lande berühmte Heldin der Sozialistischen Arbeit; Olga Iwanzowa, Georgi Arutjunianz und Radik Jurkin, legendäre Helden der illegalen Komsomolorganisation „Junge Garde“, die in der Stadt Krasnodon gegen die hitlerfaschistischen Landräuber kämpfte.

Alle Völker, Nationalitäten und Berufe des Sowjetlands waren hier vertreten.

Eine georgische Schülerin und ein tuwinischer Viehzüchter, ein junger Gelehrter und ein Neuerer der Stachanowarbeit durchschreiten das Kremltor. Hier lebte und wirkte Lenin. Hier lebt und wirkt Stalin. Die Augen der sowjetischen Jungen und Mädchen leuchten!

Die Delegierten überbrachten dem Kongress Geschenke. In den großen Sälen im Gebäude des Obersten Sowjets am Roten Platz sind Modelle, Skulpturen, Vasen und Schatullen in wundervoller Ausführung zur Schau gestellt — Musterwerke künstlerischer und kunstgewerblicher Meisterarbeit.

Aber dies ist nur ein geringer Teil der Geschenke, die die Jugend dem Kongress dargebracht hat. Die wichtigsten von ihnen wären in keinem Saal unterzubringen. Allein schon die Komsomolzen des Moskauer Werks „Sichel und Hammer“ haben als Gabe für den Kongress über den Plan hinaus mehr als zweieinhalftausend Tonnen Qualitätsstahl gegossen.

Ich fragte einen breitschultrigen jungen Burschen in Eisenbahneruniform, woher er zum Kongress gekommen sei und was er an Interessantem über seine eigene Arbeit berichten könne.

Er antwortete: „Ich heiße Waleri Kurenkov und bin ein Delegierter aus dem Kursker Gebiet. Interessantes werde ich Ihnen wohl nicht erzählen können. Ich bin erst 21 Jahre alt, habe nicht am Großen Vaterländischen Krieg teilgenommen, habe keinerlei Großtaten vollbracht. Ich bin einfach Zugführer...“

Der „einfache Zugführer“ erwies sich als einer der besten Zugführer des Depots von Lgow. Er pflegt Züge weit schwereren Gewichts zu führen, als die Norm es vorschreibt, und er hat die Stundengeschwindigkeit des von ihm beförderten rollenden Materials um einen Kilometer gesteigert. In diesem Jahre hat er 54 Tonnen Kohle eingespart — das ist sein Geschenk an den Komsomolkongress. Derlei Geschenke können schwierlich ausgestellt werden, aber sie sind wägbar und im Leben des Landes fühlbar.

Im Kreml liefen bei dem Kongresspräsidium ununterbrochen Berichte ein, Telegramme, schriftliche Mitteilungen über die Erfüllung des Fünfjahrplans durch Trupps von Jungarbeitern und Meldungen der Stachanowwachten...

Keine Tat eines jungen Erbauers des Kommunismus, kein Rekord bleibt persönliche Errungenschaft eines Einzelnen. Die Anregung eines Neuerers ergreift die Jugend wie ein Lauffeuer und wird vom ganzen Volk unterstützt.

Allein in Leningrad haben 13 000 Komsomolzen und Jungarbeiter den Fünfjahrplan bereits erfüllt, sie leisten schon jetzt das Arbeitssoll der

kommenden Jahre und schaffen damit auch für die ferne Zukunft. Die Kongressdelegierte Anna Kusnezowa, Komsomolzin aus dem Moskauer Kleinautowerk, hat bereits vor zwei Jahren als eine der ersten im Lande die für 1950 projektierten Leistungsnormen gemeistert. Aber neben ihr saßen im Großen Saal des Krempalastes junge Menschen, die sie schon überholt und ihre Erfolge vermehrt haben.

Die Sowjetjugend hat während dieser Jahre unter Führung der Partei der Bolschewiki einen weiten Weg zurückgelegt. Sie hat an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges gekämpft, sie hat Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes behauptet. In schöpferischer Arbeit nach Stachanowart schmiedete und schmiedet sie in Fabriken, in Werken, auf kollektivwirtschaftlichen Feldern die Macht des sozialistischen Landes. N. A. Michailow, Sekretär des Zentralkomitees des Komsomol, sprach im Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees an den Kongress eingehend hierüber, und die Delegierten bekräftigten seine Worte und berichteten vom Leben und Wirken der Komsomolzen aller Gebiete der Sowjetunion. Sie skizzieren den Weg zu neuen Errungenschaften und Erfolgen, wobei sie die Mängel in ihrer Tätigkeit allseitig analysierten und die Aufgaben des Komsomol erörterten.

Besondere Aufmerksamkeit wandten die Kongressteilnehmer der Jugenderziehung zu. Drei Tage lang erwog man die Arbeit des Komsomol in den Schulen. Den Bericht zu dieser Frage erstattete T. I. Jerschowa, Sekretärin des Zentralkomitees des Komsomol. Es ist die wichtigste Pflicht des Komsomol, zu gewährleisten, daß alle Schüler sich gründliche und dauerhafte Kenntnisse aneignen. Den Komsomolorganisationen obliegt es, den Lehrern bei diesem edlen Werk beizustehen und für eine bessere Leitung der Jungpioniere zu sorgen. Kenntnisreiche und befähigte junge Erbauer des Kommunismus heranzubilden, ist die Hauptaufgabe, die die bolschewistische Partei dem Komsomol stellt.

Auf dem Kongress wurden ferner Abänderungen der Komsomolsatzung erörtert (nach dem Bericht W. N. Iwanows, eines Sekretärs des Zentralkomitees des Komsomol). Die neue Satzung spiegelt die Veränderungen wider, die im Komsomol während dieser Jahre vor sich gegangen sind, und summiert die reichen Erfahrungen seiner Organisationen. Als Angelpunkt werden die Aufgaben der kommunistischen Jugenderziehung betrachtet. In der Satzung sind die Rechte und die Pflichten der Komsomolzen genau bestimmt, die Prinzipien der Struktur des Komsomol und der Tätigkeit seiner Organisationen klar dargelegt.

N. A. Michailow, Sekretär des Zentralkomitees des Komsomol, sagte in seinem Bericht: „*Unsere Generation wird den Kommunismus erleben.*“ Der Komsomolkongress mobilisierte denn auch die Sowjetjugend zum Kampfe für die Verwirklichung der großen Aufgabe, die kommunistische Gesellschaft zu errichten. Die Kongreßteilnehmer mahnten die jungen Burschen und Mädchen des Sowjetlands, im sozialistischen Arbeitswettbewerb tonangebend zu sein, rasch und vorzüglich zu arbeiten. Sie riefen die Jugend auf, sich Kenntnisse und Kultur zu erwerben und dabei das Studium der Hauptwissenschaft — der marxistisch-leninistischen Theorie — als Grundlage zu benutzen.

Jeder Tag im Leben unseres Landes zeigt den Übergang vom Sozialismus zum Kommunismus und offenbart die Wesenszüge des Morgen im Heute.

... Auf der Rednertribüne im Kremlpalast steht ein hellblondes Mädchen mit sonnenverbranntem Gesicht. Es ist Lidija Sykina, eine Heldin der Sozialistischen Arbeit. Sie kam nach Moskau aus dem fernen Kirowgebiet, aus Gegend, denen man allgemein Bitteres nachsagte — gehörten sie doch einst zu den bedürftigsten und wissensärmsten.

Lidija Sykina ist in einer Kollektivwirtschaft geboren und aufgewachsen. Vor 25 Jahren vereinigten sich dort neun Armbauernwirtschaften zu einer landwirtschaftlichen Genossenschaft. Jetzt ist die Kollektivwirtschaft „Krasny Oktjabrj“ in der Sowjetunion als Millionärin berühmt.

Das Mädchen berichtet vom Aufbau dieser Kollektivwirtschaft. Dort entstanden 1948 eine Mühle, drei Häuser mit je acht Wohnungen nebst Wasserleitung und Dampfheizung sowie zwei Geflügelhöfe, eine Fuchsfarm und ein erstklassig eingerichtetes Treibhaus. Kurz vor dem Kongreß vollendeten Komsomolzen den Bau eines neuen Kraftwerks. Jetzt werden eine dreistöckige Garage und eine Meierei fertiggestellt. Es gibt in der Kollektivwirtschaft ein Kulturhaus, in dem sich ein Chor und ein Amateurtheater betätigen. Die Kollektivwirtschaft besitzt ihr Sanatorium mit elektro- und hydrotherapeutischer Anlage und mit einer Zahlinklinik.

„Am Beispiel unserer Kollektivwirtschaft“, sagt das Mädchen, „kann man verfolgen, wie beim Übergang zum Kommunismus der Gegensatz zwischen Stadt und Dorf ausgemerzt wird...“

W. W. Kusnezow, Vorsitzender des Zentralrats der Sowjetgewerkschaften, sagte in seiner Kongreßrede:

„Unsere Jungarbeiter sind Kulturmenschen mit weitem Gesichtskreis und vielseitigen Kenntnissen

und bringen die Produktionstechnik unermüdlich voran.“

Im Jahre 1940 wurden die staatlichen Arbeitsreserven geschaffen; zahlreiche Gewerbeschulen in der Industrie und im Transportwesen sowie Fabrik- und Werkschulen. Diese grandiose Maßnahme zur Ausbildung von Arbeiternachwuchs für die Industrie hat Verstärkungen für die Arbeiterklasse sichergestellt. Schon jetzt macht die Jugend, die die Schulen der Arbeiterreserven absolviert hat, in vielen großen Werken und Bauunternehmungen die Hälfte der Arbeiter aus. Die Gewerbeschüler von gestern sind Meister von heute geworden.

Im Kongreßpräsidium sahen wir einen jungen Burschen mit rundem Gesicht: Anatoli Kriwopischin, einen Häuer aus dem Donezbecken. Noch vor ganz kurzer Zeit trug er die schlichte Uniform eines Gewerbeschülers. Jetzt ist er ein namhafter Kumpel. Er hat bereits sein Fünfjahrrplanpensum erfüllt.

In den Werken, die man während der ersten Stalinschen Planjahrfünfte baute, arbeiten Komsomolzen, geboren zu einer Zeit, da ihre Väter das Aufbauwerk zu fundieren begannen. Zu ihnen gehören die jungen Stahlgießer Schaschkow und Sacharow. Alexander Schaschkow, Delegierter aus Kusnezk, hat als Gabe für den Kongreß 700 Tonnen Qualitätsstahl gegossen. Er erklärte auf dem Kongreß, daß er die Verpflichtung übernehme, in diesem Jahr über den Plan hinaus noch 1800 Tonnen Qualitätsstahl zu gießen, und forderte den Stahlgießer Sacharow, einen Delegierten aus Magnitogorsk, zum Wettbewerb heraus.

Die Delegierten sind selber ein Beweis für das stürmische Wachstum der Kultur im Lande des Sozialismus, und was sie erzählen, zeugt von der sagenhaften Umgestaltung des Landes, die von der bolschewistischen Partei verwirklicht worden ist. Hier die Worte des Genossen Kanapin, eines Delegierten aus Kasachstan:

„Im Sommer des Vorjahrs reisten während der Ferien 45 Studenten der Hochschulen von Moskau, Alma-Ata und anderen Städten der Sowjetunion in ihr Heimatdorf, den entlegenen kasachischen Aul Kainar, der 300 Kilometer von der Eisenbahnlinie entfernt liegt. Vor knapp einem Vierteljahrhundert gab es in Kainar niemand, der lesen und schreiben konnte! In ganz Kasachstan konnten damals nur 2 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben...“

... In der Pause zwischen den Kongreßsitzungen herrschen in den Sälen und Wandelgängen des Großen Kremlpalastes Lärm und Frohsinn: junge Stimmen erklingen, es wird gesprochen, gelacht.

Ich möchte die Berufe, die Lebensberufung der Delegierten an ihrem Aussehen, an ihren Gesichtern erkennen. Es stellt sich heraus, daß das gar nicht so leicht ist. An der Kleidung erkennt man den Seemann und den Kumpel, den Soldaten und den Eisenbahner, das Schulmädchen und den Gewerbeschüler. Aber es ist fast unmöglich, den Kollektivbauern vom Studenten, den Arbeiter vom Gelehrten zu unterscheiden.

Kämpferischer Eifer paart sich im jungen Sowjetmenschen mit friedlicher, schöpferischer Gedankenrichtung. Mit besonderer Begeisterung hat die Jugend den Regierungsbeschluß über den großartigen Plan zur Umgestaltung der Natur aufgenommen. Bekanntlich ist der Plan der Anpflanzung von Waldstreifen zum Schutz der Felder auf 15 Jahre berechnet. Der Enthusiasmus der Jugend wird diese Frist verkürzen. Die Komsomolzen von Stalingrad haben die Patenschaft über die Anlegung des Waldschutzstreifens Kamyschin — Stalingrad übernommen; sie haben sich verpflichtet, die Waldanpflanzung bis zum Frühjahr 1952, binnen eines Fünftels der von der Regierung festgesetzten Frist, abzuschließen. Die Komsomolzen des Kursker Gebiets machen sich daran, Waldstreifen an Kollektivfeldern mit einer Fläche von 217 000 Hektar bis zum Jahre 1958 anzulegen, d. h. 7 Jahre vor Ablauf der von der Regierung bestimmten Frist.

In den Wandergängen des Kongresses lernte ich Wladimir Utkin, einen Arbeiter des Moskauer Werks „Kaliber“, kennen. Utkin gehört dem Komsomol erst seit einem Jahr an und ist Gast des Kongresses. Die Zeitungen haben viel über ihn berichtet — er war der Initiator sogenannter Sparkonten der Stachanowleute, die nach vorzüglicher Produktionsqualität und nach Einsparung von Staatsgeldern streben. Ich wußte bereits, daß Utkin zur Arbeit seiner Werkabteilung mehrere wertvolle Verbesserungen beigesteuert hat, ich wußte, daß in der Werkabteilung das Banner Moskaus und das der Komsomol-Bezirksorganisation neben seiner Werkbank stehen. Daher fragte ich ihn so, wie man Schriftsteller im Gespräch über ihr Schaffen fragt:

„Woran arbeiten Sie jetzt?“

Der junge Bursche antwortete:

„Mein Arbeitstrupp — wir sind fünf Mann — arbeitet jetzt an einer Erfahrung. Wir wollen unsere fünf Werkbänke durch eine Aggregatwerkbank ersetzen. Ein einziger Arbeiter wird an einer solchen Werkbank weit mehr produzieren, als wir jetzt bei fünf Werkbänken liefern. Die neue Werkbank wird in unserem Werk schon gebaut. Man nennt sie Utkinwerkbank, aber das ist nicht richtig — man sollte sie Komsomolzenwerkbank nennen...“

Im Lande des Sozialismus kann ein Trupp junger Arbeiter danach trachten, eine Werkbank zu konstruieren, die von nur einem Arbeiter bedient wird: die Utkinleute wissen, daß keiner von ihnen arbeitslos werden wird.

Die Stachanowleute der Werke und Gruben, die Werkätigen der kollektivwirtschaftlichen Felder — diese jungen Erbauer der kommunistischen Gesellschaft — sprechen über ihre Arbeit, über ihre Angelegenheiten wie begeisterte Schöpfer, wie Dichter.

Lebensfroh, gesund und frisch wächst die Sowjetjugend heran. Delegierte des Gorkigebiets beschreiben den Bau von Sportplätzen in Kollektivwirtschaften, Delegierte des Dnjeprpetrowsker Gebiets berichten von Sportwettkämpfen in Werken und Dörfern.

Uljana Babina, eine junge Jägerin aus der sibirischen Taiga, bestieg die Tribüne. In ihrer Rede erinnerte sie an Nekrassows Verse über das gramvolle Los der russischen Bäuerin. Gleichsam als Antwort auf die Verse dieses großen Dichters der Vergangenheit las Uljana eigene Verse vor. Die Verse gingen fast unmerklich in Zahlen über; sie erzählte, daß sie den Plan der Aufbringung von Pelzwerk für die Jagdsaison fünffach erfüllt habe.

Die junge Jägerin beendete ihre Rede mit den vielsagenden Worten:

„Im frostreichen Sibirien wachsen junge Jäger heran, Komsomolzen, die jedes Wild nur ins Auge treffen und ihm geschickt das Fell abziehen!“

Im Kremlpalast versammelten sich die friedensgewilltesten jungen Menschen der Welt, Dichter der Arbeit, die den Aufbau des Kommunismus voranbringen. Aber die ältesten von ihnen tragen Kampforden an der Brust: Erinnerungen an ihre heroische Teilnahme am Großen Vaterländischen Krieg. Die Ältesten dieser jungen Generation haben auf dem Berliner Reichstag das Siegesbanner gehißt. Man befaßt sich auf einem Komsomolkongress wenig mit Reminiszenzen. Hier spricht man von der Zukunft. Jedoch für Leute mit kurzem Gedächtnis, die vergessen haben, wozu die Politik der Kriegsbrandstifter und der Weltherrschaftsanwärter führte, könnten die Delegierten einen nutzbringenden Erinnerungsabend veranstalten.

Im Namen der Streitkräfte der Sowjetunion begrüßte Gleb Baklanow, Gardegeneralleutnant und Held der Sowjetunion, den Kongress. Ältere Komsomolzen entsinnen sich, daß Baklanow vor dem Krieg ein hervorragender Sportler, ein Geräteturner war, der die Meisterschaft von Moskau hielt. An die Front ging er 1941 als Hauptmann.

„Das Sowjetvolk“, sagte der ruhmvolle junge General, „kann fest davon überzeugt sein, daß

seine Streitkräfte, über denen das siegreiche Banner Lenins-Stalins weht, die geliebte sozialistische Heimat wachsam behüten werden!"

Dem Komsomolkongreß wohnte eine große Anzahl von Gästen bei, Delegierte ausländischer Jugendverbände. Die Liste der Organisationen, die ihre Vertreter entsandt hatten, ist lang und vielgestaltig: Polnischer Jugendverband, Union der Republikanischen Jugend Frankreichs, Jungkommunistenorganisationen Norwegens, Dänemarks und Englands, Assoziation der demokratischen Jugend des Befreiten China, Bund der werktätigen Jugend Rumäniens, Jugendallianz Italiens, Schwedischer Kommunistischer Jugendverband, Vereinigte Sozialistische Jugend Spaniens, Mongolischer revolutionärer Jugendverband, Demokratischer Jugendverband Bulgariens, Volksbund der ungarischen Jugend, Bund der Volksjugend Albaniens, Tschechischer und Slowakischer Jugendverband, Demokratischer Jugendverband der Demokratischen Volksrepublik Korea, Finnischer Demokratischer Jugendbund, Freie Österreichische Jugend, Freie Deutsche Jugend...

Die ausländischen Gäste bezeugten auf der Kongreßtribüne, daß der Kommunistische Jugendverband der Sowjetunion das Vorbild für die demokratische Jugend der ganzen Welt, ihre Vorhut im Kampfe für Frieden und Völkerfreundschaft ist.

\* \* \*

Nach Erörterung der Rechenschaftsberichte des Zentralkomitees und der Zentralen Revisionskommission sowie der Berichte über die Arbeit des Komsomol in den Schulen und über die Abänderungen seiner Satzung nahmen die Kongreßteilnehmer zu diesen Fragen entsprechende Beschlüsse an, bestätigten die Satzung und wählten die leitenden Komsomol-Körperschaften.

In der Schlußsitzung des XI. Kongresses händigte Genosse Schwernik, der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, Michailow, dem Sekretär des Zentralkomitees des Leninschen Kommunistischen Jugendverbands, den Leninorden ein, der dem Komsomol zu seinem 30jährigen Jubiläum für hervorragende Verdienste um die Heimat in der kommunistischen Erziehung der Sowjetjugend und für aktive Teilnahme am sozialistischen Aufbau verliehen wurde.

Es ist dies der vierte Orden, mit dem der Komsomol ausgezeichnet wird.

Der Kongreß richtete an den großen Stalin ein Schreiben voll Liebe und Ergebenheit. Ovationen des ganzen Saals zu Ehren der Partei der Bolschewiki und des Führers der Völker, Stalins, beschlossen den Kongreß.

Wundervoll ist die Jugend des Sowjetlands! Die treuen Helfer der bolschewistischen Partei, die treuen Kinder der Lenin-Stalinschen Epoche, die jungen Erbauer des Kommunismus dienen opferwillig ihrer sozialistischen Heimat.

## Sowjetische Kulturschaffende in Ungarn

L. KISLOWA

UNLÄNGST kam der in Ungarn von der Ungarischen Gesellschaft für Kulturverbindungen mit der Sowjetunion und von der Unionsgesellschaft für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland organisierte Festmonat der Sowjetkultur zum Abschluß. Er war mit einer Festsitzung im Budapestener Opernhaus eröffnet worden, auf der Professor Rusznyák, der Vorsitzende der Ungarischen Gesellschaft für Kulturverbindungen mit der Sowjetunion, Volksbildungs- und Kultusminister Ortutay sowie der Leiter der Sowjetdelegation Schabanow Ansprachen hielten.

Hierauf begann ein Zyklus von Vorlesungen, Aussprachen, Vorträgen und Vorführungen der

Sowjetdelegierten vor verschiedenartigsten Hören: in Fabriken und Dörfern, in Klubs, Universitäten und wissenschaftlichen Institutionen. Diese Aufführungen flochten sich organisch in das Alltagsleben des demokratischen Ungarns ein, wo die breitesten Volksschichten dem Leben der Sowjetunion größtes Interesse entgegenbringen. Dieses Interesse beobachteten wir auf Schritt und Tritt.

Gleich auf der ersten Pressekonferenz wurden wir mit den verschiedensten Fragen überschüttet. Die Fragen betrafen nicht nur Leben, Lebensumstände und Arbeitsbedingungen, sondern auch ideologische Themen. Wir wurden nach dem

sozialistischen Realismus befragt, nach dem Kampf gegen den Formalismus und gegen andere bürgerliche Strömungen in der Kunst, nach dem Kampf zwischen Materialismus und Idealismus in der modernen biologischen Wissenschaft. Gewaltiges Interesse wurde auch den zahlreichen Vorträgen entgegengebracht, die die Mitglieder unserer Delegation vor einer mannigfältigen Hörerschaft hielten.

Der Delegationsleiter A. Schabanow, stellvertretender Minister für Gesundheitsschutz der Sowjetunion, hielt Vorträge über Gesundheitsschutz und Hochschulbildung im Sowjetland. Diese Vorträge fanden unter den ungarischen Medizinern und Studenten größte Beachtung. Professor I. Gluschtschenko berichtete von der fortgeschrittenen biologischen Wissenschaft in der Sowjetunion, von der Lehre Mitschurins; der Maler K. Finogenow von den bildenden Künsten; der Komponist M. Tschulaki von der Sowjetmusik. Aber nicht nur vom Rednerpult aus berichteten die Delegationsmitglieder von der Sowjetkultur und Sowjetwissenschaft, sondern sie nutzten jede Begegnung, jeden Besuch in Fabriken, Hochschulen und öffentlichen Einrichtungen dazu aus. Das ergab sich ganz ungezwungen: die Sowjetdelegierten brauchten nur irgendwo zu erscheinen, da scharten sich sofort Dutzende, ja Hunderte von Menschen um sie, um sich mit ihnen zu unterhalten und mit ihnen ihre Meinungen auszutauschen.

Im Institut für Gesundheitsschutz wurden wir nach den Heilmethoden in den sowjetischen Krankenhäusern und nach der wissenschaftlichen Forschungsarbeit der Sowjetgelehrten gefragt. In einer Budapestener Poliklinik für Arbeiter interessierte man sich besonders für die Tätigkeit der Sowjetpolikliniken. In der Budapestener Universität wollten die Studenten Einzelheiten über das Leben der sowjetischen Studentenschaft wissen, in den Fabriken fragte man uns über das Leben der Arbeiter in der Sowjetunion aus.

... Wir befinden uns in dem Budapestener Hüttentwerk Csepel, einem der größten Betriebe des Landes, einem Bollwerk der revolutionären Bewegung Ungarns. Das Werk beschäftigt über 20 000 Arbeiter.

Wir werden vom Werkdirektor, Ferenc Biró, herumgeführt. Er zeigt uns die mit Hochbetrieb arbeitenden Abteilungen und erzählt, wie die Belegschaft für Hebung der Arbeitsproduktivität kämpft, wie sich der Wettbewerb entfaltet. Wir werden von Arbeitern umringt, und sofort hagelt es Fragen: wie wird der Wettbewerb in der Sowjetunion organisiert? Wie entwickelt sich die Stachanowbewegung? Wie wird der Arbeiter-

nachwuchs ausgebildet? Wir fühlen in diesen Fragen nicht müßige Neugier, sondern aufrichtiges, sachliches Interesse, gesunde Wißbegier. In der Gießerei wird uns mitgeteilt, daß 80 Prozent der Gießereiarbeiter Mitglieder der Ungarischen Gesellschaft für Kulturverbindungen mit der Sowjetunion sind.

Die Sowjetdelegation besuchte auch die Städte Debrecen, Szeged und Pécs. In jedem Werk, in jedem Dorf das gleiche Bild: kaum erscheinen Sowjetmenschen, so kommt es zu spontanen Kundgebungen, und wir müssen vom Leben in unserem Lande erzählen.

Im Rahmen des Festmonats der Sowjetkultur nahm die Schau der Errungenschaften der Sowjetkunst einen ganz besonderen Platz ein. In ungarischen Theatern und Konzertsälen traten auf: der Geiger D. Oistrach, die Sängerin J. Kruglikowa, die Sänger D. Gamrekeli und W. Netschajew, der Pianist L. Oborin, die Solotänzer G. Ulanowa und M. Gabowitsch. Der georgischen Staatlichen Künstlertruppe für Nationaltänze wurde vom ungarischen Publikum ein herzlicher Empfang bereitet. In Konzertsälen wurden über 15 Konzerte veranstaltet. Außerdem traten die Sowjetkünstler in Werken und Arbeiterklubs auf. Im Csepel-Werk nahmen wir einige Tage nach unserem ersten Besuch an einem Fest im Fabrikclub teil, das im Rahmen des Festmonats der Sowjetkultur stattfand. Der große Klubsaal war überfüllt. Der Sowjetdelegation wurde bei ihrem Eintritt eine stürmische Ovation bereitet. Nach der Festsitzung fand ein Konzert statt, bei dem nicht nur Sowjetkünstler auftraten. Das Werk verfügt über eine Liebhaberkapelle und einen Chor. Die Kapelle spielte Tschaikowskis Ouvertüre „1812“. Ein Jungarbeiter trug Gedichte von Majakowski in ungarischer Übersetzung vor.

Und nun ein anderes, etwas außergewöhnliches Konzert. Auf dem Wege nach Szeged hielten wir in einem Dorf. Wir kamen mit Bauern ins Gespräch. Eine halbe Stunde darauf versammelte sich vor unserem Haus eine große Menge Jugendlicher. Wie sich herausstellte, war das der Jugendchor des Dorfes. Die Burschen und Mädchen veranstalteten uns zu Ehren ein regelrechtes Konzert, bei dem sie ganz vorzüglich Sowjetlieder auf Ungarisch vortrugen...

Die ungarischen Theater hatten für den Festmonat der Sowjetkultur klassische russische und sowjetische Stücke in Szene gesetzt.

In der Stadt Szeged wurden wir zur Erstaufführung der Oper Mussorgskis „Chowanschtschina“ eingeladen. Der Direktor des Stadttheaters sagte uns:

„Chowanschtschina“ wird auch in Budapest aufgeführt. Aber unser Theater steht der Haupt-

stadt nicht nach. Im neuen Ungarn darf es keine „Theaterprovinz“ geben...“

Die Premiere verlief sehr feierlich. Vor Beginn sprach der Direktor des Theaters. Dann erzählte ein Mitglied unserer Delegation, der Komponist Tschulaki, den Versammelten von den großen Traditionen der russischen Musikkunst. Die gut aufgeführte Oper fand beim Publikum großen Anklang.

In diesen Tagen gingen M. Gorkis „Kleinbürger“ und „Feinde“ sowie die Bühnenfassung des Romans von A. Fadejew „Junge Garde“ über die Budapest Bühnen. In den Lichtspielhäusern wurden erstmalig die Sowjetfilme „Ein Mensch von echtem Schrot und Korn“ und „Mitschurin“ vorgeführt.

\* \* \*

Rasch wird die Landeshauptstadt, Budapest, instand gesetzt. Sie wird aber nicht nur wiederhergestellt, sondern verändert auch ihr Antlitz.

Im ehemaligen adeligen Fräuleinstift befindet sich heute eine Krankenschwesternschule. Der Schwabenberg heißt jetzt Freiheitsberg. In den Landhäusern der Reichen und Aristokraten sind Erholungsheime und Sanatorien für die Werk-tätigen eingerichtet worden.

Eine schöne Villa in einer Hauptstraße Budapest ist der Sitz des Ungarischen Bundes demokratischer Frauen. Als wir den Bund besuchten, fand in einem der Säle eine Konferenz der Leiterinnen der politischen Zirkel für Frauen statt. Die Mädchen und Frauen, die aus den Dörfern und Städten Ungarns gekommen waren, berichteten von ihrer Tätigkeit. Eine von ihnen, ein junges Mädchen aus Szeged, sagte:

„Wir müssen die Überreste des Horthyregimes rascher ausroden. Viele Schwierigkeiten sind zu überwinden, aber wir werden es schaffen!“

Diese Worte wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Beim Anblick der begeisterten Gesichter dachten wir: ja, sie werden es schon schaffen!

Fünfundzwanzig Jahre faschistischen Horthyregimes sind nicht spurlos vorübergegangen. Als wir in der Debrecener Universität bemerkten,

dass nirgends Bilder von Darwin und Pawlow zu sehen seien, wurden wir daran erinnert, dass es noch vor ganz kurzer Zeit in Ungarn verboten war, diese Namen auch nur zu nennen...

Die im offenen Kampf geschlagene Reaktion hat die Waffen nicht gestreckt. Ihre Agenten halten sich in dunklen Winkeln versteckt. Sie waren es, die in Ungarn hie und da heimlich Plakate des Festmonats der Sowjetkultur herunterriessen. In Estergom, der früheren Hochburg des Kardinals und Spions Mindszenty, trafen uns unter breitkrempigen Hüten katholischer Geistlicher und unter gestärkten Nonnenhauben hervor böse Blicke. Noch ist der Prozeß der Säuberung des ungarischen Lebens von reaktionären Elementen, die die Erfolge der Volksmacht in Wut versetzen, nicht abgeschlossen. Doch diese Wut ist ohnmächtig!

Das Schicksal des Landes liegt in den Händen des Volkes. Seine schöpferischen Kräfte sind unversieglich. Wir sahen den Schaffensenthusiasmus der Arbeiterklasse, der werktätigen Bauernschaft. Im Waggonbauwerk Mavag unterhielten wir uns mit dem Direktor, einem ehemaligen Arbeiter dieses Werkes. Er zeigte uns die eben erst errichtete herrliche Montagehalle. Dann führte er uns in die alte dunkle, niedrige.

„Sie haben das Neue bei uns gesehen“, sagte er. „Das hier ist das Alte. Bald wird es nicht mehr da sein!“

Ein Gefühl des Stolzes auf das neue Leben sprach aus den Worten der Bauern eines Dorfes unweit von Szeged, die sich zur gemeinsamen Bodenbearbeitung zusammengeschlossen haben. Die Bauern, ehemalige Landarbeiter, sagten, daß sie nun endlich, zum erstenmal im Leben, nicht mehr um den morgigen Tag zu bangen brauchen!..

Die Sowjetunion und die Sowjetarmee haben dem ungarischen Volke geholfen, Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen, ein demokratisches Regime zu errichten. Wir Vertreter des Sowjetlandes haben gesehen, wie das ungarische Volk diese Errungenschaften schätzt. Wir haben den Ausdruck heißer Sympathie und Dankbarkeit für unser Land und seinen großen Führer gesehen.

## KRITIK UND BIBLIOGRAPHIE

# Lombrosianertum und Rassismus in amerikanischer Ausgabe

A. TRAININ, B. NIKIFOROW

**I**M LANDE der berüchtigten „amerikanischen Lebensweise“ nimmt die Kriminalität stetig zu. Die Zahl der in den USA begangenen Schwerverbrechen belief sich 1944 auf 1 393 000, 1945 auf 1 565 000, 1947 auf 1 665 000. Im Jahre 1945 waren in den USA 6 Millionen Verbrecher registriert — d. h. auf je 23 Einwohner kam ein Verbrecher! Im gleichen Jahr wurden in den USA mehr als 11 000 Morde, etwa 12 000 Vergewaltigungen, rund 120 000 bewaffnete Überfälle und Raubüberfälle verübt. Besonders charakteristisch ist die Zunahme der schwersten Verbrechen, der vorsätzlichen Morde. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die amerikanische Statistik keineswegs alle wirklich begangenen Verbrechen erfaßt.

Somit steht dem Enthusiasmus der Anbeter der „amerikanischen Lebensweise“ eine unumstößliche Tatsache gegenüber: die unaufhörliche Zunahme der Kriminalität. Diese Tatsache zu leugnen, ist unmöglich, sie mit Schweigen zu übergehen, ist schwer. Daher die nachdrücklichen Versuche, die zunehmende Kriminalität zu rechtferdigen, um jeden Preis zu rechtfertigen durch Beurteilung auf Verhältnisse, die nicht von Zeit und Ort abhängen und außerhalb der amerikanischen Verhältnisse liegen.

In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts trat der italienische Psychiater Lombroso mit der Behauptung hervor, das Verbrechen stelle eine ebensolche „biologische“ Erscheinung dar, wie Krankheit und Tod, die Menschen würden als Verbrecher geboren. Die Verbrecher seien, so versicherte Lombroso, Wilde, die in der modernen Gesellschaft leben, aber Wesenszüge ihrer entfernten Vorfahren aufweisen, sie seien Dschungelbewohner, die in die von elektrischem Licht überfluteten Plätze und Straßen versetzt sind.

Anfangs wurde das Geisteskind Lombrosos von den Vertretern der bürgerlichen Wissenschaft mit Begeisterung aufgenommen. Verlockend war die Möglichkeit, nach Lombroso zu behaupten, daß nicht die Klassengegensätze des kapitalistischen Systems, nicht der Kult des Goldenen Kalbs, nicht das Eigentum eines Kapitalistenhäufleins an allen Reichtümern und das Elend der Volksmassen,

nicht die Allmacht des Geldes die Kriminalität nähren und mehren, sondern daß es eine Armee „geborener“ Verbrecher gebe, die sich im kapitalistischen „Paradies“ als Sünder aufführen. Die Wurzel des Übels liegt, dieser „Theorie“ zufolge, in der Unvollkommenheit der Natur, nicht in den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft.

Zahlreiche wissenschaftliche Forschungen wiesen die schwächeren Konstruktionen des italienischen Psychiaters bald gänzlich über den Haufen. Seither ist beinahe ein Dreivierteljahrhundert vergangen. Die Geschichte ist vorangeschritten. Aber die Ideologen der Bourgeoisie kehren in ihrem Denken wieder zu der alten, längst widerlegten „Theorie“ Lombrosos zurück. Diese Rückkehr zum Vergangenen zeigt sich besonders deutlich in den USA.

Ernest Albert Hooton, dem Verfasser eines 1939 erschienen Buches „Der amerikanische Verbrecher“, ist es gelungen, mit restloser Genaugigkeit die Quelle der in den USA zunehmenden Kriminalität aufzufinden. Diese Quelle sei — das Keimplasma. Hooton schreibt:

„Es ist eine unangenehme Tatsache, daß es ein relativ unnützes Beginnen wäre, an der Justizmaschine herumzubasteln, die Hände der Polizei zu stärken und zu säubern, auf den Verbrecher einzuwirken oder für ihn zu beten, wenn das Keimplasma, das diesen Verbrecher hervorgebracht hat, Bodensatz ist.“

Der Hooton von 1939 will nicht hinter dem Lombroso von 1876 zurückstehen. Lombroso versuchte, die anatomischen Besonderheiten der Verbrechertypen festzustellen; Mörder zeichnen sich nach Lombroso durch einen kalten, starren Blick aus; sie haben vorstehende Backenknochen, lange Zähne und dünne Lippen. Diebe haben unsteife Augen, dünne Bärtchen, unbewegliche Gesichter. Sexualverbrecher haben dicke Lippen, dichtes Haar und eine weiche Haut.

Auch Hooton hat eine eigene Kollektion von Verbrechertypen zusammengestellt. Ihm zufolge unterscheiden sich rückfällige Verbrecher von erstmalig Bestraften, und man kann sie ohne jegliche Auskünfte über ihre Vorstrafen erkennen: rückfällige Verbrecher sind kleiner, leichter, sie

haben eine enge Brust, einen längeren Schädel, eine schmalere Stirn und eine kurze Nase.

Ein anderer amerikanischer Pseudogelehrter, David Abrahamsen, malt in seinem 1945 erschienenen Buch das düstere Bild der Verdammtheit des menschlichen Wesens. Er schreibt:

„Wir müssen im Auge behalten, daß der Mensch, so paradox das auch klingt, nicht in dem Moment geschaffen wird, wo er zur Welt kommt, er wird geschaffen, noch bevor er in diese Welt eintritt... vor der Zeit seiner Eltern und Großeltern, beim Morgen grauen der Zeit. Im Menschen ist in höherem oder geringerem Maße die Vergangenheit eingeschreint, wie seine Vorfahren sie erlebt haben.“

Somit wäre, sagen wir, der bekannte amerikanische Bandit Al Capone keineswegs ein Bandit und Mörder; in ihm wären nur Eigenschaften zutage getreten, die lange vor unseren Zeiten in ihn hineingelegt wurden. Denn, so versichert Abrahamsen:

„Aus des Menschen Verhalten und Benehmen sprechen seine fernen oder nahen, bewußten oder unbewußten Erfahrungen.“

Die modernen amerikanischen Lombrianer, die den Verbrecher als einen besonderen biologischen Typus ansehen und in diesem Sinne den Menschen allen Arten der Tierwelt annähern, sind bereit, auch die Reise in umgekehrter Richtung zu machen: die Tiere den Menschen anzunähern. Besonders gut kommen hierbei die Hunde weg. Die Ärzte Joseph Perlson und Ben Karpman, die Verfasser einer „psychobiologischen“ Forschungsschrift über Hunde, schreiben von einer „Ähnlichkeit des Menschen und des Hundes“. Sie warnen vor dem „überrückten Schlüß“, daß „die Ähnlichkeit des Menschen mit dem Hund“ sich aus ihrem seit vielen Jahrhunderten datierenden Umgang erkläre. Nein, die Erklärung liege in etwas anderem. Wie man erfährt, besteht zwischen der Natur der Menschen und der der Hunde eine genetische Verwandtschaft — die Hunde sind wie die Menschen „verbrecherisch“. Die Hundeforscher schreiben:

„Die Hunde begehen Verbrechen und sind sich über das Verbrecherische ihrer Handlungsweise klar. Ebenso wie andere Tiere betrügen, unterschlagen sie, locken einander oder den Menschen ihr Hab und Gut ab, brechen das Vertrauen, lassen sich bestechen und begehen sogar Einbrüche.“

Die amerikanischen Pseudoforscher, die schamlos bei Lombroso dessen längst widerlegte Theorie entlehnen, suchen die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen von den wahrhaften Quellen des Verbrechens, von den Gegensätzen des kapitalistischen Systems, auf das Keimplasma und auf den Hund abzulenken, der sich — bestechen läßt!

Es wäre jedoch ein großer Irrtum anzunehmen, daß ein Dreivierteljahrhundert für die amerikanischen Wiederhersteller des Lombrosianertums völlig fruchtlos vergangen seien. Im Gegenteil, sie haben einiges zugelernt. Es fällt nicht schwer zu erraten, was sie insbesondere zugeleert haben, wenn man sich erinnert, daß seinerzeit auch in Hitlerdeutschland eine Reihe faschistischer Juristen eifrig aus der Krippe des Lombrosianertums gefüttert wurden. Grade die Erfahrungen der deutschen Faschisten haben die amerikanischen Obskuren sich zu eigen gemacht. Infolgedessen ist ihr Lombrosianertum nicht altitalienisch, sondern es ist neu, faschisiert. Lombroso sprach von verbrecherischen Individuen, die amerikanischen Pseudogelehrten aber sprechen gern von „verbrecherischen Rassen“.

So schreibt der erwähnte Hooton, der weit ausholt und vom Unterschied zwischen dem Schimpanse und dem Gorilla beginnt:

„Im Rahmen des Artbegriffs ‚Mensch‘ gibt es wohldefinierte physische Differenzen, die die Menschheit in deutlich ausgeprägte physische Typen scheiden; diese nennen wir Rassen.“

Hiervon ausgehend, gelangt der Verfasser zu der dringend erwünschten Endfolgerung:

„Der Negerverbrecher mag sich von dem gesetzmäßig handelnden Neger unterscheiden, aber bedeutend mehr unterscheidet er sich von jedem Verbrecher, der zu irgend einer der... weißen Rassen gehört.“

So sucht die amerikanische Reaktion die amerikanischen Spießbürger, die über das unaufhaltsame Wachstum der Kriminalität beunruhigt sind, mit einem kombinierten Kraftfutter aus Lombrosianertum und Rassismus vollzustopfen.

Nach der Diskussion zu Fragen der biologischen Wissenschaft, die in der Sowjetunion stattgefunden hat, fällt es dem Leser nicht schwer festzustellen, aus welcher Quelle die amerikanischen Wiedererwecker des Lombrosianertums ihre Inspiration schöpfen. Diese Quelle ist die erzreaktionäre, wissenschaftswidrige Theorie Weismanns. Im Jahre 1945 schrieb der Amerikaner Castle:

„Dieses Prinzip der ‚Kontinuität der Keimsubstanz‘ (des Stoffes der reproduzierenden Zellen) stellt eines der Grundprinzipien der Genetik dar. Es zeigt, warum körperliche Veränderungen, die bei einem Erzeuger durch Einflüsse der Umgebung hervorgerufen wurden, von der Nachkommenschaft nicht geerbt werden. Das ist deshalb der Fall, weil die Nachkommenschaft nicht das Produkt des Körpers des Erzeugers ist, sondern nur das Produkt der Keimsubstanz, die dieser Körper beherbergt... August Weismann gebührt das Verdienst, das erstmalig klargestellt zu haben.“

So werden die Schriften der Obskuren auf dem Gebiet der Biologie in den USA zur Wiedererweckung der reaktionären Theorien der

Vergangenheit, zur Begründung der faschistischen Praktiken von heute benutzt.

Die auf den ersten Blick mit der Lösung allgemeiner „biologischer“ Probleme beschäftigten amerikanischen Pseudoforscher vergessen jedoch keineswegs die Beunruhigung ihrer Auftraggeber über irdische Fragen. Von den Embrionen und dem Keimplasma gehen sie schurstracks zu einer der akutesten Fragen der politischen Gegenwart über und verbinden das Problem der Kriminalität direkt mit der Frage der Arbeitslosigkeit und der Arbeitslosen. Abrahamsen schreibt:

„Daß verschiedene Individuen sich einer und derselben Situation nicht anpassen können, ist nicht auf die Situation, sondern auf das Individuum zurückzuführen... Die Psychiater und Soziologen haben sich schon zu lange mit der sogenannten ‚schlechten Umgebung‘ zu schaffen gemacht, die den Menschen zum Verbrechen treibt. Man hat vergessen zu fragen, warum und wie solch ein Mensch in eine solche Umgebung geraten ist. Man neigt dazu, im Falle der Arbeitslosigkeit zu sagen, der Mensch habe etwas stehlen oder habe einen Einbruch verüben müssen, um leben zu können... Man müßte jedoch die Frage stellen, warum der Mensch arbeitslos geworden ist.“

Abrahamsen geht gern auf diese Frage ein und gibt darauf wie aus der Pistole geschossen eine Antwort:

„Es ist eine Tatsache, daß ein Mensch mit guter Bildung, der auf einem bestimmten Gebiet qualifiziert ist, weniger Chancen hat, arbeitslos zu werden, als einer mit wenig oder gar keiner Bildung.“

Somit ist die Quelle der Arbeitslosigkeit vom Verfasser festgestellt: der Mangel an Bildung. Abrahamsen gehört jedoch nicht zu den Verfassern, die auf halbem Wege stehenbleiben können. Er sucht der Ursache der Unbildung selbst auf den Grund zu gehen und fährt fort:

„Es muß irgendeine Ursache bestehen, weshalb der betreffende Mensch keine weitere Bildung genossen hat; wir können annehmen, daß das deshalb geschehen ist, weil er am Schulunterricht nicht allzu interessiert war... Das beweist, daß Individuen mit wertvollen persönlichen Eigenschaften selten dem Einfluß verbrecherischer Tendenzen nachgeben werden.“

Also ist die logische Kette geschlossen: die Kriminalität kommt von der Arbeitslosigkeit, die Arbeitslosigkeit von der Unbildung, die Unbildung von dem Mangel an wertvollen persönlichen Eigenschaften, und dieser Mangel nun — vom Keimplasma. Das ist — Soziologie auf amerikanisch!

Hier häuft sich Lüge auf Lüge. Eine Lüge ist schon allein die Behauptung, daß es gerade die Umgebung der arbeitslosen Proletarier ist, die die Hauptmasse der Verbrechen hervorbringt. Die Praxis, in erster Linie die neuzeitliche Praxis in den USA, zeigt die unmittelbare Beziehung der Verbrecherwelt vor allem und in erster Linie zu den besitzenden Klassen, die engste Verflechtung

des Gangstertums mit der Busineßwelt und die Verwandlung des Gangstertums selbst in ein Busineß. Aber grade das wollen die bürgerlichen Soziologen und Kriminalisten verbergen. Sie wollen der Welt einreden, der Verbrecher sei zum Verbrechen ebenso prädestiniert wie der Arbeitslose zur Arbeitslosigkeit. Hieraus ergeben sich gemeinvverständliche und klare Schlüsse: schuld hat der Arbeitslose, sehr viel schuld hat die Natur, die ihn mangelhaft geschaffen hat, völlig unschuldig aber ist das soziale System des Kapitalismus, das die sozialen Voraussetzungen für eine Massenkriminalität schafft.

Mit genau der gleichen Methode begründen die Pseudogelehrten vom Schlag Hootons und Abrahamsens die rücksichtslose terroristische Bekämpfung der angeblich „geborenen“ Verbrecher. Hooton bemerkt:

„Vielleicht gibt es noch einige ernste Leute, die Kriminologie studieren und sich genügend Optimismus bewahrt haben, um daran zu glauben, daß ein verbesserter Strafvollzug eine Wandlung der meisten erwachsenen Verbrecher herbeiführen könnte, die hinter Gittern sitzen.“

Nach Hootons Behauptung irren sich solche Kriminologen. Es irren sich auch solche, die

„darauf bauen, daß Vorbeugungsmaßnahmen gegenüber der frühen Umgebung des künftigen Verbrechers eine Entwicklung seiner gemeingefährlichen Tendenzen verhindern können... es beginnt in immer unerfreulicher Weise klarzuwerden, daß wir den Teufel mit Feuer, nicht aber mit heiligem Wasser auszutreiben haben werden... Wir dürfen uns jedoch nicht länger der schönen Hoffnung hingeben, daß der soziale Krebs-schaden mit Zuckerpillen und Krankenhausbehandlung geheilt werden kann. Hier ist das Messer erforderlich.“

Das Messer — das ist die Apotheose der psychologischen Streifzüge und des biologischen Suchens der amerikanischen „Forscher“. Das Messer zur Bekämpfung des sozialen Krebs-schadens, der die neuzeitliche kapitalistische Gesellschaft zerfrißt. Zügeloser faschistischer Terror — dies ist im Endeffekt der Sinn der in eine pseudowissenschaftliche Phraseologie gehüllten reaktionären Propaganda.

\* \* \*

Die Zunahme der Kriminalität in den USA ist ein Produkt der kapitalistischen Gesellschaft im Stadium des verfaulenden Monopolkapitalismus. Die „Biologisierung“ dieser Erscheinung ist ein aus der Furcht geborener Versuch der Reaktion, alle Sünden des Kapitalismus auf die Natur abzuwälzen. Das ist ein böswilliger und aussichtsloser Versuch: die ihn unternehmen und die sie dazu inspirieren, haben den Scharfsinn der einfachen Menschen unserer Zeit unverkennbar unterschätzt, die es ausgezeichnet verstehen, die Pseudotheorien der Schildträger der imperialistischen Reaktion zu durchschauen.

## FRAGEN UND ANTWORTEN

**Über die Rechte der Gewerkschaften****Frage:**

Wie die Presse meldete, wurde auf der vorigen Tagung des Wirtschafts- und Sozialrats erneut die Frage des Schutzes der Gewerkschaftsrechte erörtert, die in vielen kapitalistischen Ländern verletzt werden. Ich bitte um Auskunft darüber, wie es sich hiermit verhält.

M. Tkatschenko  
(Makajewka)

**Antwort:**

Der Kampf der Arbeiterklasse in den kapitalistischen Ländern für das Recht, sich frei in Gewerkschaften zu organisieren, sowie für das Recht der Gewerkschaften auf ungehinderte Betätigung hat bereits eine mehr als hundertjährige Geschichte. Die Gewerkschaften waren gleich bei ihrem Entstehen Verfolgungen ausgesetzt, sobald die Unternehmer und die ihren Willen vollstreckenden Regierungen der kapitalistischen Staaten gesehen hatten, daß der Zusammenschluß der Arbeiter diesen im Kampf gegen die Ausbeutung, für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen, für sozialen Fortschritt Kraft verleiht.

Nach dem zweiten Weltkrieg setzte in den meisten Ländern der Welt ein stürmischer Aufschwung der Gewerkschaftsbewegung ein. Die Gewerkschaften nahmen zahlenmäßig schnell zu, und ihre Tätigkeit belebte sich. Außer in der Sowjetunion, wo die gewerkschaftlichen Rechte und Freiheiten schon seit der Errichtung der Sowjetmacht garantiert waren, erhielten die Gewerkschaften aber nur in den Ländern der Volksdemokratie das Recht und die Möglichkeit ungehindelter Betätigung. Was die kapitalistischen Länder anbetrifft, so haben die Unternehmer und Regierungen seit Kriegsende neue Versuche angestellt, die Tätigkeit der Gewerkschaften zum Schutz der Interessen und Forderungen der Werktätigen zu verhindern.

Eine der Errungenschaften der Arbeiterklasse in der Nachkriegsperiode war die Gründung der Weltföderation der Gewerkschaften. Die Weltgewerkschaftskonferenz in London, die die Gründung der Föderation vorbereitete, verkündete „das Recht der Arbeiter, ungehindert Gewerkschaften zu gründen und sich mit der gesamten normalen Gewerkschaftstätigkeit frei zu befassen“.

Die Werktätigen der ganzen Welt trugen der Föderation auf, für diese Rechte aktiv einzutreten, und die Föderation legte in ihrem Statut

nieder, daß eine ihrer Hauptaufgaben in der „Organisierung des gemeinsamen Kampfes der Gewerkschaften aller Länder gegen jedwede Anschläge auf die ökonomischen und sozialen Rechte der Werktätigen und auf die demokratischen Freiheiten“ besteht.

Schon Ende 1945 mußte die Weltföderation der Gewerkschaften den Kampf gegen Beeinträchtigung und sogar völlige Vernichtung der Gewerkschaftsrechte und -freiheiten in einer Reihe von Staaten aufnehmen, wie z. B. in Griechenland, Iran, Kuomintangchina und Spanien. Mit Unterstützung des englischen und des amerikanischen Imperialismus wandten die regierenden Kreise dieser Länder die verschiedensten Methoden zur Abwürgung der Gewerkschaftsbewegung an: unmittelbare Polizeirepressalien, Einschmuggelung ihrer Agenten und Söldlinge zwecks Spaltung und Zertrümmerung der Gewerkschaften, Organisierung von Pseudogewerkschaften der Regierungen und von Streikbrecherorganisationen als Gegengewicht gegen die freien demokratischen Gewerkschaften usw.

Wiederholt richtete die Weltföderation der Gewerkschaften Schreiben an die Regierungen verschiedener Länder, in denen sie gegen die Verfolgung der Gewerkschaften und der Gewerkschaftsfunktionäre Protest erhob und dazu aufforderte, dieser Ungezüglichkeit ein Ende zu bereiten. Das führte zu nichts.

Die Sowjetgewerkschaften schlugen der Weltföderation vor, die Frage des Schutzes der Gewerkschaftsrechte in der UNO anzuschneiden. Die Satzung dieser Organisation verlangt von ihr und von allen ihr angehörenden Staaten, daß sie die Menschenrechte, darunter natürlich auch die Gewerkschaftsrechte der Werktätigen, garantieren.

Im Februar 1947 beantragte die Weltföderation der Gewerkschaften bei der UNO, die Frage „Der Garantien für die Ausübung und Fortentwicklung der Gewerkschaftsrechte“ zu erörtern. In dem von der Föderation eingereichten Resolutionsentwurf hieß es, die Gewerkschaftsrechte müßten als „unverbrüchliches Recht der Lohnarbeiter auf Verteidigung ihrer beruflichen und sozialen Interessen“ anerkannt werden. Deshalb müsse den Gewerkschaftsorganisationen das Recht ungehinderten Betätigungen zuerkannt werden, das Recht, frei, ohne jegliche Einmischung der Regierungs- oder Verwaltungsorgane, alle Fragen,

für die sie zuständig sind, zu behandeln und entsprechende Beschlüsse zu fassen. Den Gewerkschaftsorganisationen dürfe niemand bei ihrem Zusammenschluß hinderlich sein. Von jeder Gesetzgebung, die die Rechte der Gewerkschaften einschränke oder zunichte mache, solle erklärt werden, daß sie den Prinzipien der UNO-Satzung widerspreche.

Im Lager der Feinde der Arbeiterklasse wagte man es nicht, offen gegen den gesetzmäßigen und begründeten Antrag der Weltföderation der Gewerkschaften aufzutreten, und so wurde er denn in die Tagesordnung der vierten Tagung des Wirtschafts- und Sozialrats eingerückt. Es lag jedoch nicht in der Absicht des englisch-amerikanischen Blocks und seiner Satelliten, die den kapitalistischen Monopolen zu Gefallen diese Rechte gründlich beeinträchtigen, daß die UNO die demokratischen Rechte der Werktätigen verteidige. Deshalb griffen die englische und die amerikanische Delegation sowie die ihnen nachbetenden Delegationen im Wirtschafts- und Sozialrat zu der Taktik, die Erörterung dieser Frage zu verschleppen, um sie schließlich durchfallen zu lassen. Auf ihr Drängen wurden alle Materialien zur vorherigen „Prüfung“ an das Internationale Arbeitsamt weitergeleitet. Die Forderung der Sowjetdelegation, diese Frage unter Beteiligung von Vertretern der Weltföderation der Gewerkschaften zu behandeln, wurde abgelehnt.

Es versteht sich von selbst, daß die Weltföderation der Gewerkschaften, die die wirtschaftlichen und sozialen Rechte der Werktätigen hütet, sich mit einem solchen Ausgang der Angelegenheit nicht zufrieden geben konnte. Die Tagung des Exekutivkomitees der Föderation, die im Mai v. J. in Rom stattfand, wies darauf hin, daß in einer Reihe kapitalistischer Länder, deren Machthaber sich an die amerikanischen Weltherrschaftsanwärter verkauft haben, die Tätigkeit der demokratischen Gewerkschaften noch grausamer unterdrückt wird und daß die Gewerkschaftsführer und -aktivisten dort einem Massenterror ausgesetzt sind. Die Föderation wandte sich erneut an den Wirtschafts- und Sozialrat. Sie detaillierte das allgemeine Problem der Garantie der gewerkschaftlichen Freiheiten und unterbreitete der siebenten Tagung des Wirtschafts- und Sozialrats die Frage der Verletzung der Gewerkschaftsrechte in Griechenland, Iran, Spanien, Portugal, Indien, Birma, Malaya, Kuomintangchina, Chile, Brasilien, Argentinien, Ägypten, in der Südafrikanischen Union und auf Ceylon. In dem von der Föderation eingereichten, mit Dokumenten belegten Bericht hieß es, daß die demokratischen Gewerkschaften in Griechenland, Iran, Brasilien, Chile und Birma von Polizei gesprengt und

verboten wurden. Weiter wurde darauf hingewiesen, daß in anderen Ländern gegen die Gewerkschaften schwere Repressalien angewandt wurden. Tausende von Führern und einfachen Mitgliedern der Gewerkschaften wurden verhaftet und ins Gefängnis geworfen oder aber von Mietlingen der Reaktion ermordet. Das Streikrecht ist den Werktätigen dieser Länder faktisch genommen.

Bekanntlich werden die Gewerkschaftsrechte auch in den USA offen unterdrückt. In den Jahren 1946 und 1947 wurden im USA-Kongreß 18 gegen die Gewerkschaften gerichtete Gesetzentwürfe eingebracht. Im Jahr 1947 wurden in 21 Staaten Gesetze angenommen, die die Gewerkschaftsrechte einschränken, Streiks verbieten, die gerichtliche Belangung von Arbeitern und Gewerkschaftsführern gestatten, gegen welche Unternehmer Klage einreichen usw. Schließlich wurde in den USA im gleichen Jahr das reaktionäre Gesetz Taft-Hartley angenommen und in Kraft gesetzt, durch das gegen jede beliebige Gewerkschaft, die sich wirklich unterfangen sollte, die Interessen der Arbeiter zu schützen und ihre Forderungen zu verteidigen, gegen jede Gewerkschaft, die nicht wünscht, nach der Pfeife der Monopole zu tanzen, Polizei- und Unternehmerwillkür losgelassen wird.

Das im Dienst der USA-Monopole stehende Internationale Arbeitsamt hat, wie zu erwarten war, absolut nichts unternommen, um den demokratischen Gewerkschaften einen Schutz ihrer Rechte zu gewährleisten. Im Juni v. J. nahm es eine Konvention „über die Assoziationsfreiheit“ an, die die Unternehmerverbände mit betrifft. Aber diese Verbände, die die faktischen Herren der USA, Englands, Frankreichs und anderer kapitalistischer Staaten sind, benötigen ja gar keinen Schutz. Bekanntlich bedroht das Taft-Hartley-Gesetz die Landesassoziation der USA-Industriellen am allerwenigsten mit Repressalien, der labouristische Innenminister Chuter Ede hat nicht die Absicht, die Föderation der britischen Industriellen einer „Säuberung“ zu unterziehen, die Polizeiabteilungen Jules Mochs kämpfen nicht gegen die Mitglieder des Comité des Forges.

Die vom Internationalen Arbeitsamt vorgeschlagene Konvention schützt nicht die Rechte der Werktätigen, sondern die Rechte derer, die die Verletzung dieser Rechte inspirieren und organisieren. Was die Gewerkschaften anbetrifft, so wird ihnen in dem Bericht, den das Arbeitsamt der UNO unterbreitete, nahegelegt, „die Gesetze“ ihrer Länder „einzuhalten“, die gegen die Gewerkschaften gerichtete faschistische Gesetzgebung selbstverständlich mit inbegriffen.

Immer derselben Taktik folgend, ließ die englisch-amerikanische Mehrheit im Wirtschafts-

und Sozialrat nicht zu, daß Garantien für die Ausübung der Gewerkschaftsfreiheiten sowie Verletzungen der Gewerkschaftsrechte in einer Reihe von Ländern erörtert wurden. Diese Fragen wurden von der Tagesordnung der siebenten Ratstagung gestrichen mit der leeren Ausrede, sie seien angeblich „nicht genügend vorbereitet“.

Auf Drängen der Sowjetdelegation in der UNO und der Weltföderation der Gewerkschaften wurden diese beiden Fragen erneut in die Tagesordnung der achten Tagung des Wirtschafts- und Sozialrats aufgenommen, die im Februar/März d. J. stattfand.

Die Weltföderation der Gewerkschaften unterbreitete dem Rat einen Bericht, in dem neue himmelschreiende Tatsachen von Ungesetzlichkeiten und Exzessen gegen die Gewerkschaften in Chile, Griechenland, Indien, Iran, im Libanon und auf Kuba angeführt waren. Die faschistischen Gerichte Griechenlands haben eine Reihe demokratischer Gewerkschaftsfunktionäre zum Tode verurteilt. Dimitri Paparigas, der Generalsekretär der Griechischen Arbeitskonföderation, wurde im Polizeikerker bestialisch ermordet. Die Regierung Kubas zerstörte die Arbeitskonföderation dieses Landes. Unter den dortigen Gewerkschaftsaktivisten wurden Massenverhaftungen vorgenommen, Jesús Menéndez, der Generalsekretär des Verbands der Zuckerindustriearbeiter, Aracelio Iglesias, der Führer des Hafenarbeiterverbands, und viele andere Arbeiterführer wurden von Agenten der Geheimpolizei ermordet. In Chile wurden 2000 Gewerkschaftsfunktionäre ins Gefängnis geworfen oder in Konzentrationslager gesperrt, wo viele von ihnen umkamen. In Indien sind mehr als 1000 Gewerkschaftsführer verhaftet worden, darunter S. A. Dange, der Präsident des Allindischen Gewerkschaftskongresses.

Während der Diskussion über die Verletzung der Gewerkschaftsrechte in Griechenland, Iran, Brasilien, Chile und Indien suchten die Vertreter dieser Länder mit Hilfe grober Lügen und Gaunertricks ihre Regierungen von der Verantwortung für die Verfolgung der demokratischen Gewerkschaften rein zu waschen. Die Sowjetdelegation brachte einen Resolutionsentwurf ein, in dem konkret angeführt wurde, wer die Gewerkschaftsrechte verletzt. In dem Resolutionsentwurf wurde weiterhin von den entsprechenden Regierungen gefordert, daß Maßnahmen zur Wiederherstellung und Garantie der Gewerkschaftsrechte getroffen werden. Die Vertreter Washingtons und Londons ließen ihre Abstimmungsmaschine spielen, und der sowjetische Resolutionsentwurf wurde abgelehnt. Der Rat nahm mit Stimmenmehrheit eine niemand zu irgend etwas verpflichtende Resolution an, die die Regierungen auf die

Bedeutung der Gewerkschaftsrechte „aufmerksam macht“.

Am 9. und 17. März behandelte der Rat die zweite von der Weltföderation der Gewerkschaften angeschnittene Frage — die der Garantien für die Ausübung der Gewerkschaftsrechte und ihre Fortentwicklung. Die Vorberatung zu dieser Frage fand am 9. März in der Kommission für soziale Fragen beim Wirtschafts- und Sozialrat statt. Im Verlauf dieser Diskussion unterzogen die Delegierten der Sowjetunion, Bjeloruslands und Polens die Konvention des Internationalen Arbeitsamts „Über Assoziationsfreiheit“ die davon zeugt, daß das Amt den ihm gestellten Aufgaben nicht gerecht geworden ist, einer strengen Kritik. In Anbetracht der Wichtigkeit und Dringlichkeit der mit dem Schutz der Gewerkschaftsrechte zusammenhängenden Probleme brachte die Sowjetdelegation einen Resolutionsentwurf ein, der allen Ländern empfiehlt, schleunigst Schritte zum Schutz der Gewerkschaftsrechte mit Hilfe der entsprechenden gesetzgeberischen Maßnahmen zu unternehmen. Unter dem Druck der USA-Delegation lehnte die Mehrheit der Kommissionsmitglieder auch diesen Vorschlag ab. Es wurde eine wie Hohn klingende Resolution angenommen, die die Entscheidung dieser Frage erneut aufschiebt.

Am 17. März brachte die Sowjetdelegation auf der Plenartagung des Wirtschafts- und Sozialrats erneut den Antrag ein, daß die UNO dringende und entschiedene Maßnahmen zur Unterbindung des Feldzugs der reaktionären Kräfte gegen die Freiheiten und Rechte der Gewerkschaften in den kapitalistischen Ländern treffen solle. Die Vertreter der „westlichen Demokratien“ lehnten diesen Antrag mit Stimmenmehrheit ab, und der Rat traf keinerlei Maßnahmen zum Schutz der Gewerkschaften.

Somit helfen die englisch-amerikanischen Vertreter im Wirtschafts- und Sozialrat den Regierungen der USA, Englands, Frankreichs sowie der Länder und Territorien, die offiziell oder inoffiziell von ihnen kontrolliert werden, die Arbeiterbewegung abzuwürgen und das dortige Regime zu faschisieren. Denselben reaktionären Zielen dient die Tätigkeit der Rechtssozialisten in den Gewerkschaften — Jouhaux', Deakins, Greens, und Careys, die gemeinsam mit ihren Gesinnungsgegnern den Feldzug der Reaktion gegen die demokratischen Gewerkschaften decken. Die in den Gewerkschaften organisierten Werktagen entlarven die Verräter an den Interessen der Arbeiterklasse und schließen ihre Reihen fester im Kampf für ihre demokratischen Rechte, darunter auch für die Gewerkschaftsfreiheiten.

W. Rastorgujew

**1. April**

Starke Streitkräfte der Demokratischen Armee Griechenlands gehen im Gebiet Boio—Grammos—Smolika zu einer großen Offensive über.

Von der Nankinger Kuomintangpolizei werden die Teilnehmer einer Studentendemonstration für den Friedensschluß brutal auseinandergeprügelt. Zwei Studenten sind ihren Verwundungen erlegen, 12 schweren in Todesgefahr, weitere 55 sind schwer verletzt. Mehr als 50 Demonstrationsteilnehmer werden vermißt.

**2. April**

In Moskau wird ein sowjetisch-schwedisches Warenaustauschabkommen für 1949 unterzeichnet. Schweden wird u.a. Kugel- und Rollenlager, hochwertigen Stahl und Stahlfabrikate liefern, die Sowjetunion Kunstdünger, Asbest, Schmieröl und andere Waren.

**3. April**

Demokratische Parteien und Gruppen Chinas veröffentlichen eine gemeinsame Erklärung, in der der Nordatlantische Vertrag verurteilt wird.

In Brüssel kommt ein auf Anregung des Verbands belgischer Frauen einberufener Kongreß zum Schutz des Friedens zum Abschluß.

**4. April**

Die Regierung der Sowjetunion stellt den Regierungen Italiens, Norwegens, Dänemarks und Islands, die zum Eintritt in den Nordatlantischen Vertrag aufgefordert worden sind, die diesen Vertrag betreffende Denkschrift zu, die vorher den Regierungen der USA, Großbritanniens und anderer am Vertrag beteiligter Länder übermittelt wurde.

In Washington findet die zeremonielle Unterzeichnung des Nordatlantischen Vertrags statt.

In Mailand, Trient, Bologna, Ferrara, Modena, Brescia und anderen italienischen Städten kommt es zu Protestkundgebungen und Proteststreiks gegen den Eintritt Italiens in den Nordatlantischen Vertrag.

Ungarn feiert den 4. Jahrestag seiner Befreiung durch die Sowjetarmee.

In Beirut (Libanon) wird die dritte Tagung des UNO-Ausschusses für die Rechte der Frauen geschlossen.

## CHRONIK DER INTERNATIONALEN EREIGNISSE

### April 1949

**5. April**

Die Telegraphenagentur der Sowjetunion (TASS) veröffentlicht eine Mitteilung, wonach die Sowjetregierung den Außenministern Großbritanniens, der USA und Frankreichs Protestnoten gegen die ungesetzliche Änderung der Westgrenze Deutschlands zugeleitet hat.

In New York wird der zweite Abschnitt der dritten Tagung der UNO-Vollversammlung eröffnet.

Die Weltföderation der Gewerkschaften erklärt sich für den Weltkongreß der Friedensanhänger.

Der polnische und der tschechoslowakische Vertreter im Sicherheitsrat lenken in Schreiben an den UNO-Generalsekretär Trygve Lie dessen Aufmerksamkeit darauf, daß die griechische Regierung im Kampf gegen Partisanen Giftgas anwendet, und bestehen darauf, daß die UNO eingreift.

**6. April**

Die Nationale Unabhängigkeitfront Ungarns bittet die Regierung, den Präsidenten um Auflösung des Parlaments und Anberaumung von Neuwahlen zu ersuchen.

**7. April**

Die Konföderation der Werkstätten Lateinamerikas erklärt sich für den Weltkongreß der Friedensanhänger.

**8. April**

Der in Moskau tagende XI. Kongreß des Leninschen Kommunistischen Jugendverbandes der Sowjetunion (LKJVdSU) wird geschlossen. Der Kongreß billigte die politische Linie und die praktische Tätigkeit des Zentralkomitees des LKJVdSU und faßte Resolutionen über die Arbeit des Jugendverbandes in den Schulen sowie über Staatenänderungen. Das Zentralkomitee wurde neu gewählt.

In Helsinki werden Ratifikationsurkunden ausgetauscht über den am 9. Dezember 1948 in Moskau unterzeichneten sowjetisch-finnländischen Vertrag betr. das Regime an der sowjetisch-finnländischen Grenze.

Veröffentlichung eines Kommuniqués über eine Separatkonferenz der Außenminister der USA, Englands und Frankreichs zur Deutschlandfrage. Auf der Konferenz wurde unter grober Verletzung bestehender Abkommen mit der Sowjetunion der Wortlaut eines Besetzungsstatus bestätigt und ein Dreimächtekontrollsystem für Westdeutschland ausgearbeitet.

Das Oberkommando der Demokratischen Armee Griechenlands veröffentlicht ein Kommuniqué über den erfolgreichen Abschluß der ersten Phase der Offensive. Die Demokratische Armee eroberte und hält strategische Stellungen im Gebiet Boio—Grammos—Smolika, isolierte andere gegnerische Positionen und vernichtete die 75. sowie den größten Teil der 74. Brigade der monarchisch-faschistischen Truppen. Die Verluste des Gegners betrugen 928 Tote, 2156 Verwundete und 793 Gefangene. Neun feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen und große Beute gemacht.

Veröffentlichung der Resultate der Wahlen zu den nordkoreanischen Volkskomitees. Für die Kandidaten der Demokratischen Nationalfront stimmten 99,98 Prozent der Wähler.

Im Haag kommt eine Konferenz der Kriegsminister der am Brüsseler Vertrag beteiligten Länder zum Abschluß. Die Minister arbeiteten einen sogenannten „Verteidigungs“plan für Westeuropa aus.

**9. April**

Veröffentlichung des Beschlusses des Ministerrats der UdSSR „Über die Zuerkennung der Stalinpreise für hervorragende wissenschaftliche Leistungen und Erfindungen für das Jahr 1948“.

Der Internationale Gerichtshof der UNO im Haag weist die unbegründete Anschuldigung Englands zurück, Albanien habe in der Meerenge von Korfu Minen gelegt, und erkennt an, daß England die albanischen Hoheitsrechte verletzt hat. Der Gerichtshof spricht Albanien das Recht zu, die Durchfahrt ausländischer Kriegsschiffe durch die Meerenge von Korfu zu regulieren.

**10. April**

Veröffentlichung des Beschlusses des Ministerrats der UdSSR „Über die Zuerkennung der Stalinpreise für hervorragende Leistungen in Literatur und Kunst für das Jahr 1948“.

# VERLAGSANZEIGEN

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR  
SOWIE GESELLSCHAFTLICHE UND POLITISCHE FRAGEN

## „OKTJABRJ“ (OKTOBER)

ORGAN DES SOWJETSCHRIFTSTELLERVERBANDES DER UNION

(in russischer Sprache)

Erschienen sind die Hefte 1, 2 und 3 des Jahrgangs 1949

### AUS DEM INHALT:

Romane und Erzählungen: W. ILJEN-KOW — *Der große Weg*. L. SAIZEW — *Die Weite*. I. DENISSOW — *Alexej Karabanow*.

Schauspiel: A. SAFRONOW — *Der Moskauer Charakter*.

Poeme: W. SAJANOW — *Lenin in Gorki*. G. GORNOSTAJEW — *Die Sterne des Kremls*.

Gedichte von L. KONDYRJEW, G. SANNIKOW, W. SKWORZOWA, L. TATJANITSCHEWA, L. TSCHERNOMORZEW und den lettischen Dichtern A. BALODIS, F. ROKPELNIS und P. SILS.

Publizistik: LENINS IDEEN ERLEUCHTEN DEN WEG ZUM KOMMUNISMUS. Probleme der dramatischen Kunst auf der 12. Plenartagung des Sowjetschriftstellerverbandes der Union. A. SAFRONOW — Die Sowjetdramatik nach dem Beschuß des Zentralkomitees der KPdSU(B) „Über das Repertoire der Schauspielhäuser und Maßnahmen zu seiner Verbesserung“. A. PERWEN-ZEW — Für das Parteiprinzip in der Sowjet-

dramatik und Kritik. B. ROMASCHOW — Für den hohen ideellen Gehalt der Dramatik. A. FADEJEW — Über einige Ursachen des Zurückbleibens der Sowjetdramatik.

In der Rubrik „Publizistik“ sind ferner erschienen: B. A. ALEXANDROW — Der Senior der Agronomen der Sowjetunion (über den bedeutenden russischen Selektionsforscher W. R. Williams). O. KRETOWA — Die steinerne Steppe (über die Umgestaltung der Natur, die von dem W. W. Dokutschajew-Landwirtschaftsinstitut im Gebiet Woronesch vorgenommen wird). A. LITWAK — Die Züge des Neuen (über den Bau des Riesenwerks „Saporostal“ am Dnjepr).

Kritik und Bibliographie: I. GUTROW — Die bjelorussische Literatur im Aufschwung. W. IWANOW — Zwei Romane Konstantin Fedins („Erste Freuden“ und „Ungewöhnlicher Sommer“). G. KOLESNIKOWA — Eine Erzählung über die neue Sowjetintelligenz über N. Popowas Buch „Friede eurem Herd!“ und andere Aufsätze.

**Jahresbezugspreis: 60 Rubel**

**Preis der Einzelnummer: 5 Rubel**

Anschrift der Redaktion: Moskau, Uliza Prawdy 24, Zimmer 533

**DIE NEUE ZEIT**

ERSCHEINT WÖCHENTLICH IN  
RUSSISCHER,  
DEUTSCHER,  
ENGLISCHER UND  
FRANZÖSISCHER SPRACHE.

**DIE NEUE ZEIT**

BEFASST SICH MIT FRAGEN DER AUSSENPOLITIK  
DER UdSSR UND ANDERER LÄNDER UND DEN  
AKTUELLEN VORGÄNGEN DES INTERNATIONALEN  
LEBENS. SIE INFORMIERT ÜBER DAS LEBEN DER  
VOLKER ALLER LÄNDER UND IHREN KAMPF FÜR  
DEMOKRATIE, DAUERHAFTEN FRIEDEN UND SICHER-  
HEIT. DIE ZEITSCHRIFT ENTLARVT DIE RÄNKE DER  
FEINDE DES FRIEDENS UND DER INTERNATIONALEN  
ZUSAMMENARBEIT UND FÜHRT EINEN KAMPF  
GEGEN DIE KRIEGSBRANDSTIFTER. SIE TRITT GEGEN  
FALSCHMELDUNGEN UND VERLEUMDUNGEN DER  
REAKTIONÄREN PRESSE AUF.

**DIE NEUE ZEIT**

ENTHÄLT BEITRÄGE VON GELEHRTEN, SCHRIFT-  
STELLERN, PUBLIZISTEN, GEWERKSCHAFTSFÜHRERN  
UND ANDEREN PERSONALICHKEITEN DES ÖFFENT-  
LICHEN LEBENS.